No. 50. Jahrgang IV. **Allgemeine** Berlin, 13. Dezember 1895.

# Israelitische Wochenschrift

## Jeschurun.

Herausgeber A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

### Inhalt:



## Judäa und Hellas.

(Zur Chanukkah-Feier.)

Von Dr. S. Bernfeld.

In jüdischen Häusern — wohl nicht mehr in allen — werden alljährlich an diesen Tagen Lichter angezündet, um einen Sieg, den unsere Vorfahren vor mehr als zweitausend Jahren über einen zahlreichen und mächtigen Feind erfochten hat, zu feiern. Aber wenn auch die Lichter angezündet werden — das Herz bleibt finster und kalt, denn die Erinnerung an jene glorreiche Zeit ist verblaßt und das Bewußtsein der Bedeutung jenes ruhmreichen Ereignisses nicht nur für den jüdischen Stamm, sondern für die ganze zivilisierte Menschheit, fehlt in unserer Zeit der Blasiertheit und der Mattherzigkeit. Wir müssen freilich die zähe Widerstandskraft des jüdischen Stammes bewundern, der, obwohl seit mehr als einem Jahrhundert an ihm operiert wird, um ihm jede selbständige Regung, jede Faser des historischen Bewußtseins gründlich wegzudisputieren, noch immer, wenn auch nur mechanisch, an seinen Idealen hängt. Und so zünden sie zum Teil in ihren Häusern die Lichter an, hören zum Teil wohl auch auf die schönen Worte, mit denen diese weihevollen Tage eingeweiht werden, obwohl man bei dieser Gelegenheit mit dem Propheten Jesaias klagen darf, daß sie der heiligen Sache nur noch mit den Lippen treu geblieben, während sie mit ihrem Herzen fern sind. — —

Seit den Hasmonäerkämpfen hat Israel genug der Stürme erlebt; es hat seitdem sogar seine national-territoriale Selbständigkeit eingebüßt und alle Bitternisse des leidvollen Exils bis zur Neige durchkostet. Seitdem hat Israel auf tausend Schlachtfeldern gekämpft und geblutet, manche Schlacht sogar verloren; aber nie hat es die heilige Fahne aus der Hand gegeben, nie hat der jüdische Stamm aufgehört, sich zu den Idealen zu bekennen, denen es ewige Treue geschworen. — Ach, im Anfange trat der jüdische Genius sehr würdig und respekteinflößend auf; aber sie haben ihm durch eine leidvolle Zeit die Schönheit des Kriegsmannes geraubt; der jüdische Stamm konnte später gegen brutale Uebermacht und rohe Wut nur die Resignation eines auf Gott vertrauenden Volkes, das in Leiden und Dulden seinen Adel suchte, zeigen. Aber die heilige Fahne gab es dennoch nicht aus der Hand. Es war oft kein schöner Rahmen, aber um so schöner und ergreifender war das Bild: ein schwacher Stamm, kämpfend gegen eine Welt von Feinden und Widersachern!

Aber das ewige Licht scheint zu erlöschen; ein mattherziges und feiges Geschlecht, unwürdig der großen Lehren, ließ freiwillig die Fahne niederfallen und sogar in den Schmutz zerren . . . die ruhmreiche Geschichte Israels wurde zur Phrase und zur Lüge. Was Hellas in einem tausendjährigen Kampf mit allen Mitteln der Macht und der Uebermacht nicht erreichen konnte: — die geistige Unterjochung Israels — dies scheinen ihm Unwissenheit und Feigheit zu erleichtern.

Dürfen wir noch das Chanukkah-Fest feiern? Haben wir noch ein Recht, an jene Kämpfe zu erinnern? Nun, wir wollen es doch thun, für Wenige zu ihrer Stärkung, für die Meisten aber zu ihrer Beschämung.

Der erste Zusammenstoß zwischen Judäa und Hellas, der freilich damals mit der wunderbaren Errettung Irsaels endete, um später wieder zum hellen Kampf aufzulodern, der erste feindliche Zusammenstoß zwischen der jüdischen und griechischen Kultur, wurde, wie wir zu unserer Beschämung sagen müssen, durch Juden selbst vermittelt. Wir nehmen bei dieser Gelegenheit Veranlassung, auf eine eigentümliche Erscheinung in der jüdischen Geschichte hinzuweisen: Stets waren es bei uns die offfziellen Vertreter unserer Sache, denen die Obhut über die heilgsten Ideale des Volkes anvertraut ward, stets waren es diese *beamteten* Personen, welche das Judentum im ersten Anflug zu verraten bereit waren. Sie thaten es ohne jeden Widerstand, wenn der Druck von außen kam; sie thaten es aber auch in innerer Entartung, aus kleinlicher Eitelkeit, aus Verstocktheit, Egoismus und um den niedrigen Instinkten des Volkes zu schmeicheln. Als es hieß, die Reinheit der jüdischen Lehre gegen schädliche Einflüsse von außen, gegen Götzendienst und heidnischen Kultus zu schützen, da waren es nicht die beamteten Priester, welche, wie sie es schon aus Anstand hätten thun müssen, den Verirrungen des

Volkes entgegen getreten, sondern die nicht beamteten Propheten, die das stets wache Gewissen des Volkes vorstellten und ihre ganze Persönlichkeit einsetzten zur Rettung der erhabenen Ideale unseres Volksstammes. Freilich wurde gegen sie der „süße Pöbel" aufgehetzt, wurden sie für unwürdig in der heiligen Stadt zu leben, und für „thöricht" erklärt. Welche Fülle von unverwüstlichem Idealismus muß in unserem Stamme vorhanden gewesen sein, daß sich auch noch immer Männer gefunden, die ein solches Martyrium auf sich nahmen und den pflichtvergessenen Priestern zuriefen: „Ihr lebt von der Schuld des Volkes und sehnt euch nach dem Laster!"

Diese Erscheinung hat sich auch während der Syrerherrschaft wiederholt. Die Priester waren es, welche nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil die nationale davidische Dynastie verdrängt und die Herrschaft an sich gerissen hatten. Aber gleich mußte der mutige Prophet von den „schmutzigen Kleidern" dieser Gottesdiener sprechen, welche das Heiligtum schändeten, indem sie sich mit heidnischen Elementen vermengten und heidnische Gebräuche in das Judentum brachten. Zur Zeit der Syrerherrschaft waren diese beamteten Priester Israels „Reformatoren" geworden; sie schämten sich der „barbarischen" altehrwürdigen Kultur und strebten mit aller Macht, sie „zeitgemäß" durch die dionysischen Feste zu ersetzen, von denen selbst ein so warmer Verehrer des Griechentums, wie der in der letzten Zeit „zeitgemäß" gewordene Nietzsche folgende Schilderung giebt: „Fast überall lag das Zentrum dieser Feste in einer überschwenglichen geschlechtlichen Zuchtlosigkeit, deren Wellen über jedes Familientum und dessen ehrwürdige Satzungen sie wegfluteten; gerade die wildesten Bestien der Natur wurden hier entfesselt, bis zu einer abscheulichen Mischung von Wollust und Grausamkeit, die mir als der eigentliche Hexentrank erscheint."

Gegen dieses entartete Griechentum, gegen jene wilden Orgien, welche derselbe geistvolle Denker als den „Rückschritt des Menschen zum Tiger und Affen" bezeichnet, empörte sich der gesunde Sinn des jüdischen Volkes, oder richtiger: einiger hochgestimmter Männer, die nicht vor dem Baal knien wollten. Renan, der so feinfühlig den Charakter des jüdischen Stammes zu schildern wußte, bemerkte im fünften Bande seiner „Geschichte Israels" so sehr zutreffend, daß es zum Heil des jüdischen Volkes in diesem stets Männer gegeben, die das Böse und Gemeine haßten und ihre Unzufriedenheit öffentlich kund gaben. Sie waren und blieben in der Minderheit. Aber was thut's? Sie waren doch der Samenkorn, aus dem alle Begeistrung und aller edle Enthusiasmus wuchs und Israel vor Versumpfung schützte.

„Zeitgemäße Reformatoren" waren jene ehr- und pflichtvergessenen Priester, welche Israels Ideale ausrotten wollten, um der Zuchtlosigkeit und dem kindischen Spiel fröhnen zu können.

Sie fanden das Judentum nicht mehr zeitgemäß und wollten es gegen die dionysischen Feste umtauschen. Und da sich im Volke gegen ein solches Vornehmen Widerspruch erhob, riefen sie den wahnwitzigen Antiochos, dieses bestialische Scheusal in Menschengestalt, zu Hilfe, der sich vermaß, den jüdischen Stamm auszurotten.

Sie sind daran zu Schanden geworden, jene „Reformatoren" und offiziellen Vertreter des Judentums. Der jüdische Stamm hat seinen Peinigern und seinen Verrätern Widerstand geleistet. Ein wahrer „Kulturkampf" war es, den die Juden damals kämpften; sie retteten der Welt alle Ideale, die später Gemeingut der ganzen Menschheit geworden. Nicht gegen die guten und vorzüglichen Seiten der griechischen Kultur sträubten wir uns, jüdische Geistesheroen haben Platon und Aristoteles Thür und Thor geöffnet, manches Mal ist man darin sogar viel zu weit gegangen. Aber gegen die Entartung des kleinasiatischen Griechentums, von dem Jehudah Ha-Levi einst so schön sagte, es habe Blüten, aber keine Früchte; — dagegen machten weitsehende Männer Front.

In der Geschichte Israels hat sich jene Erscheinung oft wiederholt. Ewig kämpft Hellas gegen Judäa, ewig sind wir von sinnloser Nachäfferei in unserem Heiligtum bedroht. Und gerade jene Männer, welche berufen wären, das Judentum vor Verachtung und Versumpfung zu schützen, die sind am schnellsten dabei, die Axt an seine Lebenswurzel zu legen. Warum entstehen keine Hasmonäer wieder? Ach, es würden sich vielleicht welche finden, die freudig ihr Alles in den Kampf setzen wollten, — aber der Anblick solcher Zwerge, wie die modernen „Hellenisten" und Reformatoren es sind, entwaffnet! Habt Ihr schon Mäuse gesehen, welche an dem Fuß der Pyramiden scharren, um diese zu stürzen? Ein ähnliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir die gegenwärtigen „Hellenisten" sehen. Man legt in solchen Kämpfen keine Ehre ein, und wenn man siegt, ist wahrhaft kein Ruhm dabei. Aber wir wollen dennoch kämpfen; nicht für unsern Ruhm, sondern für den Ruhm Gottes und für das Heil Israels!

## Die Rabbinerwahl in Berlin.

Von M. A. Klausner.

II.

Es ist kein erfreuliches Geschäft, Dinge zu sagen, die niemand gern hören mag, und Männern, denen man sonst mit wohlwollender Gleichgiltigkeit gegenübersteht, vorzuhalten, daß sie nicht leisten, was zu leisten sie nie versprochen haben. Das Unerfreuliche aber ist eine Notwendigkeit, wofern überhaupt eine Besserung angebahnt werden soll. Ist einmal die Wahl gegeben, ob man schwere Mißstände fortdauern lassen oder sie beseitigen will, und entscheidet man sich pflichtgemäß für dieses, so darf man bedauern, daß bei der Ausführung Einzelnen Unbehaglichkeiten bereitet werden, doch diese Einzelnen selbst werden, wofern ihre Gesinnung wenigstens ihrem Amte entspricht, um des allgemeinen Besten willen den unbequemen Mahner eher unterstützen als schelten. Ich würde mich über die Unterstützung, die ich entbehren kann, freuen, und wenn ich gescholten werde, so will ich darin nur einen Beweis mehr für die Notwendigkeit und Dringlichkeit meines Thuns erblicken.

Die Berliner Gemeinde hat kein Rabbinat im alten Sinne. Das ist nicht die Schuld der Männer, die hier Gemeinde-Angestellte sind und Rabbiner oder Prediger heißen, sondern Schuld der Verwaltung, die keinen selbständigen Faktor neben sich aufkommen lassen will. Die Laienherrschaft in der Gemeinde, die so segensreich sein kann, ist hier zur völligen Karikatur geworden, namentlich weil die Verwaltung auf ungeschmälerter Erhaltung aller ihrer Befugnisse um so eifersüchtiger bedacht war, als eine stupende Unkenntnis in theologischen und religiösen Dingen sie mit Mißtrauen gegen Alle erfüllte, die keine Ursache hatten, sich zu dem souveränen Knownothingtum zu bekennen. Liturgische Fragen entscheidet der Vorstand, über rituelle Einrichtungen entscheidet der Vorstand, zwar nicht ohne höfliche Anhörung der Rabbiner, doch ganz aus eigener Machtvollkommenheit. Selbstbewußte

Männer lassen sich das nicht gefallen und kommen deshalb nicht nach Berlin.

Die Folge davon ist nicht ausgeblieben: Die jüdische Gemeinde Berlin hat auf theologischem Gebiete seit Jahrzehnten überhaupt keine Vertretung.

Allerdings hat es bis zur Stunde in den entsprechenden Stellen nicht an Männern gefehlt, die trotz bescheidenster Uebung die Fähigkeit behielten, im Notfalle eine der landläufigen Kasualien zu beantworten, oder die es verstanden, in nicht minder landläufigen Aufklärungsredewendungen eine talmiphilosophische breite Bettelsuppe zu kochen. Doch jenes macht keinen großen Raw, dieses keinen großen Rabbiner aus, und auf beides hat die Berliner jüdische Gemeinde begründeten Anspruch, würde sie begründeten Anspruch haben, auch wenn sie weniger splendid bezahlte.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man in aller Welt von einem Berliner Rabbinat nichts weiß. In Paris und London, in Wilna und Warschau, in Petersburg und Moskau, in Sofia und Konstantinopel habe ich in mehrfacher Wiederholung aus Unterhaltungen mit den leitenden Männern der Gemeinden, worunter auch anderwärts nicht immer die Vorsteher zu suchen sind, entnehmen müssen, daß man das Berliner Rabbinat zumeist überhaupt nicht kennt — und das war noch der glücklichere Fall. Wenn sie einen Berliner Rabbiner zu nennen wußten, so war es der einer kleinen orthodoxen Privatgemeinde, der sich durch dankenswert regen Eifer für Wohlthätigkeitssammlungen bekannt gemacht hat.

Gern hätte ich diese persönlichen Erfahrungen fortdauernd für zufällige gehalten, wenn ich mir auf die Frage eine Antwort hätte geben können: Woher sollten die Rabbiner von Berlin eigentlich bekannt sein? Aus ihren Schriften? Sie haben keine verfaßt.*) Aus ihren Thaten? Sie haben keine gethan. Aus ihren Reden? Sie haben keine veröffentlicht.*) Selbst bei den zahlreichen traurigen Veranlassungen, die werkthätiges Eingreifen für bedrängte Glaubensgenossen verlangten, sind sie mit einer Bescheidenheit im Hintergrunde geblieben, die viel zu übertrieben ist, als daß sie nicht erzwungen sein sollte.

Man weiß, daß vor etwa sechsundzwanzig Jahren die jüdische Gemeinde Berlin sich gespalten hat. Ein kleiner Teil trat aus und bildete die orthodoxe Sondergemeinde, deren Rabbiner oben erwähnt worden ist. Diese Spaltung war das Werk der Gemeindeverwaltung, die keinen orthodoxen und gelehrten Rabbiner berufen wollte. Seitdem sind die Berliner Orthodoxen, die zum weit überwiegenden Teile bei der Großgemeinde geblieben sind und ihr Steuern zahlen, rituelle Kostgänger jener Privatgemeinde. Die Hauptgemeinde aber hat allmählich selbst die traditionellen Einrichtungen so ausgestaltet, daß die Mitglieder, für die sie bestimmt sind, aus Gewissensbedenken keinen Gebrauch davon machen können.

Das ist kein würdiger und kein gerechter Zustand.

Die jüdische Gemeinde Berlin, die hunderttausend Seelen zählt, sollte einen Rabbiner haben, der ein großer Gelehrter ist, eine Autorität auf talmudischem Gebiete. Er könnte deswegen auch modern gebildet sein, denn jene Gelehrsamkeit und diese Bildung schließen einander keineswegs aus, wenngleich die Vereinigung beider Vorzüge seltener ist als ihr gleichzeitiges Fehlen, sogar bei Rabbinern.

Die jüdische Gemeinde Berlin, die hunderttausend Seelen zählt, sollte außerdem einen Rabbiner haben, der auf der Höhe geschichtlicher und wissenschaftlicher Forschung steht und neologischer Richtung huldigt, nicht weil er die andere und ihre Quellen nicht kennt, sondern obwohl er sie mit heißem Bemühen studiert hat.

Für den einen Rabbiner wie für den anderen ist Berlin der rechte Platz, ist Berlin die rechte Gemeinde, der eine wie der andere ist für die Berliner Gemeinde eine Notwendigkeit.

Große Männer sind nicht allzu dicht gesät — aber die größten gehören nach Berlin.

Für die seitherigen Rabbiner bleibt darum noch Raum genug. Sie werden nach wie vor schlecht und recht und verdienstlich ihres Amtes walten können: predigen, begraben, trauen, und in nichts sollen sie gekürzt werden. Sie werden sich dabei ganz behaglich fühlen — und wir erst!

*) Mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes des hiesigen — gebrauchen wir dennoch das Wort der Kürze wegen! — Rabbinats.

---

## Warum ging Ahlwardt nach Amerika?

Da habe ich mich monatelang auf die Eröffnung des Reichstags gefreut, weil ich annahm, daß es dann wieder Gelegenheit geben wird, uns über Ahlwardt zu amüsieren und endlich einmal zu hören, wie er sich zu dem Antrag Kanitz stellen wird, und siehe da, der aalglatte Herr nahm einen siebenwöchentlichen Urlaub, dessen Erteilung der gewesene Rektor nicht abzuwarten brauchte, sondern er ging schon vorher zu Wasser — und damit ist auch meine Freude zu Wasser geworden, während er seine Schaukelpolitik auf schwankendem Schiffe nach Amerika spazieren fährt.

Wozu ging er nach Amerika? Hat er seine Rede schon überall, soweit die deutsche Zunge klingt, abgeklappert? Fürchtet er nicht, daß die Seekrankheit und sonstige Gefahren einer Seereise in sein Konzept eine noch heillosere Verwirrung anrichtet, als diejenige ist, mit welcher sie schon von Anfang an behaftet war? Ging er, weil er von der Wiener Konkurrenz nicht zu Worte gelassen wurde, welche es ohne ihn schon so herrlich weit gebracht hat, daß kein Jude mehr die Straßen des „gemütlichen" Wien unbehelligt passieren kann? Drückte ihm die dortselbst nicht losgewordene Rede so sehr auf das weite Gewissen, daß er sich nur von einer Seekrankheit Linderung und völlige Befreiung verspricht? — Gab es nicht im deutschen Judentum Stoff genug, der verdiente, bearbeitet zu werden? Aus diesem verhängnisvollen Irrtume wollen wir wenigstens die Leser dieses Blattes befreien und aus unserer tragikomischen Mappe zwei Szenen vorführen, die wohl augenblicklich im Vordergrunde des Interesses stehen.

Wenn Ahlwardt wüßte, daß ein israelitisches Konsistorium*) zur Illustration des bekannten Sprichwortes vom Eigenlob öffentlich auffordert, d. h. verlangt, daß sich diejenigen melden, „welche sich durch Tugend, gute Führung, Menschenliebe" und ähnliche schöne Sachen ausgezeichnet haben, um für ihre Ehrlichkeit eine klingende Belohnung zu empfangen — wie würde ihm da das Herz im Leibe springen, und wie würde er seine amerikanische Reise verwünschen, wenn er nachträglich davon erfährt! Er könnte zwar, ohne sich vorher zum Judentum zu bekehren, auf diesen Tugendpreis von 800 Mk. leider keinen Anspruch erheben, aber welch' eine Fundgrube von Reflexionen ergäbe die Betrachtung sowohl über den Modus dieser tamtamhaften Ausposaunung — immer ran, immer ran, meine tugendhaften Herren, immer ran für 800

*) Siehe in vorletzter Nummer dieses Blattes „Aus dem Elsaß".

Mark — als auch darüber, daß im Judentum zu einer derartigen Auktion sich „tugendhafte" Bewerber finden werden. Das gäbe eine Auffrischung im Kampfe gegen das Judentum, die für hundert Versammlungen gegen ein Eintrittsgeld von 50 Pf. vorhalten würde.

Aber auch der zweite Fall, der einen Einblick in traurige Zustände innerhalb des deutschen Judentums gewährt, dürfte für Reelleres als für Lorbeeren zu funktifizieren sein, mit welchem Gemüse der Unsterblichkeit ja dem großen Mann allein nicht gedient ist. Es betrifft die Behandlung, welche die religiösen Funktionäre seitens der Vorstände, nicht nur der eigenen, sondern auch der fremden erfahren. Der Leser jüdischer Zeitschriften kennt dieses unerschöpfliche Thema zur Genüge, das in letzterer Zeit eine wesentliche nicht erfreuliche Bereicherung erfahren hat. Es betrifft eine Gemeinde, welche im Verhältnis zu ihrer Größe auch die erste zu sein prätendiert; diese suchte einen Rabbiner und hat die Stelle, wie sonst in Tirschtiegel und Sprendlingen üblich, durch ein Inserat in den Zeitungen vergeben wollen, wie früher in gleichen Fällen auch. Nachdem ca. drei Dutzend Bewerber eingelaufen waren, besinnt man sich auf seine „Würde", legt alle Bewerbungen ad acta und wählt den einzig korrekten Modus der freien Berufung. Wie kam plötzlich diese Einsicht? Von München hat man sie nicht gelernt, denn die Ausschreibung geschah lange nach dem dortigen Vorgange, man steht also vor einem Rätsel und vor der Frage: Mußte das so sein? Mußten erst mehr als dreißig Männer in Umstände gestürzt und zu leeren Hoffnungen angeregt werden? Ehrt das Judentum so seine Vertreter — würde Ahlwardt fragen —? War es taktvoll, dreißig in Amt und Würden befindliche Männer, zum Teil mit bekannten Namen und im Besitze hervorragender Empfehlungen, einzuladen, sich eine verletzende Zurücksetzung zu holen? Existierten die jetzt Auserkorenen, die sich vielleicht schon bei früheren Ausschreibungen beworben hatten, vor Jahr und Tag noch nicht, oder waren sie damals noch nicht so bedeutend? Konnte damals nicht dasselbe geschehen, wozu man sich jetzt entschlossen hat? Wie einzelne Individuen giebt es auch Korporationen, welche vom Ungeschick verfolgt, nicht das geringste unternehmen können, ohne jemandem vor den Kopf zu stoßen.

Das giebt Verbitterungsstoff für Leute ganz anderen Kalibers als Ahlwardt, wozu brauchte er also nach Amerika zu gehen, da ihm das Material im Lande in Hülle und Fülle zugeflossen kommt?

Verstand es nicht der Reichstag, Herrn A. zu fesseln, zumal er doch in seiner Person eine ganze Fraktion vereinigt? Hat er keine Prozesse, die ihn hier „fesseln"? Geschieht dem Reichstag — diesem wunderthätigen Ding, das mit seiner gnadewirkenden Immunität auch denjenigen beschattet, der nicht pflichtschuldigst an seinem Platze ist — schon recht, warum läßt er für Hetzreden kein Entree erheben, oder warum zahlt er anwesenden Abgeordneten nicht wenigstens Diäten, um ihnen die schwere Arbeit angenehm zu machen? Ging er also nach Amerika, weil dieses besser bezahlt wie der Reichstag, ja auch wie die Berliner, welche seine Sprüchlein bereits auswendig kennen?

Wenn er sich in seiner Voraussetzung nur nicht täuscht. Um den Chauvinismus der Amerikaner zu wecken, braucht man dort keinen Ahlwardt, wie uns der Vorgang bei dem geplanten Heine-Denkmal lehrt, und was den Amerikanern fehlt — und darin sind die Deutsch-Amerikaner auch Amerikaner — das lassen sie sich nicht gern durch fremde Apostel zuführen, denn sie sind — Schutzzöllner. Da der Mann, welcher in Deutschland vorgiebt, lediglich das Deutschtum schützen zu wollen, trotzdem und alledem nach Amerika geht, das er doch nicht gut deutsch machen kann — bei welchem etwaigen Bestreben er wunderbare ungeahnte Erfahrungen an seinem eigenen empfindlichen Leibe machen könnte — so wird er, um den amerikanischen verwöhnten Geschmack zu kitzeln, zu drastischen Mitteln greifen müssen, wenn die Reise sich lukrativ gestalten soll. Am besten ist es, wenn er ankündet, daß er am Schlusse seines in einem Käfig zu haltenden Vortrages den Yanke doodle singt und in Trikots tanzt — während gegen ein Extradouceur seine berühmten Reichstagshosen zu sehen sind. —

Es soll übrigens nicht wahr sein, daß sein Konkurrent Böckel, nachdem sein Anschluß an die demokratische Partei abgelehnt wurde, auf demselben Schiffe seine geplante Ueberfahrt bewerkstelligt; dies dürfte viel eher auf seinen Hamburger natürlich steckbrieflich verfolgten Gesinnungsgenossen Wald stimmen, in dessen Gesellschaft er dem alleredelsten Spitzbuben von Hammerstein eine Gratulationsvisite abstatten kann, weil diesem das Nasedrehen für die preußische Justiz durch sein Suspensations-Ausreißen so wohl gelungen ist. Wozu dies? Nun, um in Erinnerungen zu schwelgen, die neue Kolonie für schiffbrüchige Erzteutsche zu besichtigen, oder um einen — Skat zu dreschen. Vielleicht gewinnt Ahlwardt dabei soviel, daß er die Judenflinten-Gerichtskosten bezahlen kann, welche Bezahlung sonst bei der monatlichen Abtragung von je 3 Mk., da er seit 2 Jahren schon fleißig bezahlt, nur noch 383 Jahre lang dauern müßte.

Lebewohl, teurer Ahlwardt, wir werden während der sieben Wochen bis zu Deiner Rückkehr fleißig — „omern", bis uns aus Deinem Munde wieder eine neue Offenbarung wird. Dich ersetzt keiner — und wenn Du den unvergleichlichen Hammerstein siehst, sag', ich lass' ihn grüßen. Er soll drüben sich schonen und vorsichtiger sein, denn wenn die dortige Flora auch nicht mit der Berliner „Flora" den Vergleich aushält, so soll es doch drüben bemerkenswerte Erzeugnisse der Botanik geben, deren wir uns nicht erfreuen; zu deren hervorragendsten gehören die schön angestrichenen Laternenpfähle des Richters Lynch . . .

Dr. M.

* * *

## Ahlwardt auf Reisen.

Und Ahlwardt sprach: „Was soll ich hie
Mich fürder also quälen?
Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen!

Doch auch des Sprüchleins Gegenteil
Will ich gewandt beweisen:
Wenn einer was erzählen kann,
So gehe er auf Reisen!

So mancher Mime holte sich
Enormes Geld von drüben,
Warum soll da ein Redner nicht
Die gleiche Zugkraft üben?

Es that so mancher Musikus
Die „neue Welt“ durchziehen;
Ich mache sicher auch Effekt
Mit meinen Schimpfereien.

D'rum greif' ich keck und wohlgemut
Nach meinem Wanderstöckel,
Ade vieltreuer Liebermann,
Nebst Bachler, Bodek, Böckel!

Ich schüttle jetzt den deutschen Staub
Energisch von den Füßen,
Und — treff' ich wo Freund Hammestein,
So will ich ihn schön grüßen!“

Schnell pumpt er noch die Freunde an,
Und Frau und Kinder packten
Inzwischen in den Reisekorb
Die weltberühmten „Akten“.

Man flickte in der Häuslichkeit
Ihm eiligst noch die Hosen — — —
Dann wandt er sich von Deutschland ab,
Dem anerkennungslosen!

Stolz trat er auf des Schiffes Deck,
Der Ritter sonder Tadel, —
In der Boussole zitterte
Die ewig wahre Nadel,

Und als er auf den Einfall kam,
Sich an den Rand zu stellen,
Um in die klare Flut zu schau'n,
Da — brachen sich die Wellen.

Sonst war's ein wunderschöner Tag!
Kein Windhauch schien zu säuseln,
Kein Zephyr kam, mit losem Spiel
Die glatte Flut zu kräuseln.

Doch — wehe! — schon nach kurzer Zeit,
Nach wenig hellen Stunden,
War aller Glanz und Sonnenschein
Vom Firmament verschwunden.

Kein blaues Fleckchen lachte mehr
Herab vom dunklen Himmel,
Und Wolken jagten wild daher
In schwärzlichem Gewimmel.

Der Kapitän bedenklich sprach:
„Dies scheint mir fast gefährlich,
Weil allzu rasch der Umschwung kam
Und allzu unerklärlich!

Mein Seemannsauge — gut geschult
Für Zeichen und Symptome —
Sah heut' kein warnendes Signal
Am hohen Himmelsdome!

Mir scheint — —“ Da plötzlich hält er ein
Und lacht aus voller Kehle —
„Hallo! Jetzt wird mir alles klar,
Bei meiner armen Seele!

Der „Rektor aller Deutschen“, den
Wir nach New-York spedieren,
Giebt just ein Pröbchen seiner Kunst
Den ander'n Passagieren!

Der Himmel scheint uns also nur
So fürchterlich umzogen,
Weil er — — **das Blaue** wieder mal
**Herunter hat gelogen!!**“

Julius Freund.

(Volks-Zeitung.)

# Unsere Rabbiner.

## II.

Unter obigem Titel erschien in Nr. 49 dieser geschätzten Zeitschrift ein Artikel, über den ich am liebsten mit dem Herrn Verfasser mündlich verhandelt hätte. Denn ich gestehe ganz offen, ich verstehe nicht, was dort gesagt wird. Ich bin auch höchst betroffen, denn ich bin ein alter Breslauer Seminarist und höre nun nach fast 25jähriger Amtsthätigkeit, daß ich als solcher mitgeholfen habe, die Wissenschaft und das Rabbinat zu erschlagen. Mir fehlte das Bewußtsein meiner argen That. Der geschätzte Autor rühmt auf unsere Kosten die alten Rabbiner, die erst nach der Absolvierung der Jeschiba an das Studium der Wissenschaften herantraten und für dasselbe mehr Empfänglichkeit und Geistesfrische mitbrachten, als die Schüler des modernen Seminars. Nun, wir wollen darüber nicht streiten, aber die staatliche Forderung der Gymnasialmatura wurde doch an die alten Rabbiner nicht gestellt. Was nach dem Herrn Verfasser der alte Talmudjünger an der Universität lernte: geistige Disziplin, methodisches Denken und wissenschaftliche Kritik, das, scheint mir, bietet die alma mater auch heute noch den Seminaristen, nur daß diese vom Gymnasium her mehr Schulung für die Aufnahme des Gebotenen besitzen und sich viel weniger Unarten abzugewöhnen haben, als die ehemaligen Jeschibajünger.

Aber die Wissenschaft haben wir erschlagen und das Rabbinat dazu. Herr Fr. meint, das klinge paradox, aber die schreienden (!) Erfahrungen der letzten 30 Jahre sollen dies in so unsäglich trauriger Weise bestätigt haben.

Zacharias Frankel, steh auf und sieh', was für eine Generation von Totschlägern der Wissenschaft Du erzogen hast: Bacher, Badt, Bloch, Brann, Brüll, Buchholz, Deutsch, Dessauer, Frankl, Groß, Güdemann, Guttman, Kaufmann, Kohn, Kohut, Kisch, Lewy, Maybaum, Perles, Prager, Rahmer, Rippner, Schwarz, Theodor, Vogelstein, Ziemlich, Zuckermann ꝛc. alles Deine Schüler, alles Seminaristen, alles Mörder der Wissenschaft! In meiner Einfalt glaubte ich bisher, daß die jüdische Wissenschaft seit der Gründung der Seminare eine Höhe, eine Vertiefung, eine Ausbreitung gewonnen habe, wie seit Jahrhunderten nicht, und muß nun beschämt erfahren, daß es damit nach schreienden Erfahrungen unsäglich traurig bestellt sei.

Von einem frommen (soll doch wohl heißen: frömmelnden) geistestötenden Drill war in dem Seminar, dem ich meine Ausbildung verdanke, nicht die Rede. Da war jedem für die Entwickelung der Individualität der breiteste Spielraum gegeben. Neben den jüdisch-theologischen Fächern studierte der eine Geschichte, der andere Philologie, ein dritter Mathematik, ein vierter neue Sprachen. Ich hatte für das Doktorexamen Hebräisch als Hauptfach, Geschichte der Philosophie und altgermanische Sprachen als Nebenfächer gewählt und konnte meinen Ulfilas lesen, wie ein Oberlehrer. Unter den Seminaristen gab es flotte Koleurburschen (Raczeks), emsige Turner, vorzügliche Musiker, vortreffliche Zeichner und Kunstkenner, ja sogar geübte Tänzer. Niemand fühlte sein Talent bestutzt, und wem endlich die Theologie nicht behagte, der wendete sich einem anderen, seinen Neigungen mehr entsprechenden Studium zu. Bedeutende Chemiker und hervorragende Aerzte haben im Seminar den Grund zu ihrem Wissen gelegt. (Pinner, Feilchenfeld, Stern.) Der Behauptung, daß lauter nach Außen und nach Innen uniformierte Rabbiner ins Leben hinaustreten, fehlt ebenfalls jede Begründung. Die verschiedensten Richtungen, von der krassesten Orthodoxie bis zur freisinnigsten Reform, waren bei uns bereits im Seminar vertreten. Kroner und Vogelstein haben sich schon als Seminaristen genau so unterschieden, wie als Rabbiner im Amte. Und dem seligen Frankel stand doch der eine so nahe wie der andere. Er hat es nie versucht, eine ehrliche Ueberzeugung zu beugen oder zu brechen. Die Geschichte mit dem wandernden Käppchen haben wir schon anderswo gelesen, aber eine Lustspielfigur kann man doch nicht zum Prototyp aller Seminaristen machen. Ob die meisten Rabbiner nicht noch ein steiferes Rückgrat besitzen, als manche Advokaten, Aerzte, Richter und Beamte, will ich

nicht entscheiden, aber ich kenne viele ehemalige Seminaristen, welche die fettesten Stellen ausschlugen, weil ihnen das verlangte schmiegsame Rückgrat fehlte. Herr Fr. kann sich bei Güdemann darüber erkundigen.

Also die Wissenschaft ist tot, die Rabbiner haben sie erschlagen. Nun wir meinen, Kohut's Aruch, Bloch's Saadia, Güdemann's Erziehungsgeschichte, Guttmann's religions-philosophische, Perles' antiquarische, Maybaum's homiletische, Bacher und Kaufmann's epochemachende Schriften und Studien enthalten doch etwas mehr als Afterwissenschaft oder das Bemühen, geistreich sein sollende Hypothesen aufzustellen. Herr Fr. spricht von echter Wissenschaft, die unter dem Zwiespalt und dem Geisteszwange des Seminars nie und nimmer aufleben kann. Aber, mein Gott, das muß ja ein erbärmlicher Bursche sein, der mit der Matura in der Tasche unter Zwiespalt im Herzen und unter Geisteszwang sondergleichen im Seminar verbleibt und Rabbiner wird! Ein Seminar ist doch kein Kloster, und die Thüren stehen ja allezeit offen.

Höchst rätselhaft bleibt mir ferner die Behauptung, daß die Seminarien mit der Wissenschaft auch das Rabbinat getötet haben. Bei aller Misere, die auch dem modernen Rabbinat noch anklebt, meine ich, will doch ein jeder von uns viel lieber heute Rabbiner sein, als vor fünfzig Jahren. Ich entstamme einer uralten Rabbinerfamilie, mein Vater war über 70 Jahre hochgeehrter Rabbiner in mehreren Gemeinden, wenn ich aber sein und seiner Vorfahren Leben und Erfahrungen überschaue, so fühle ich doch, um wieviel besser unverdienterweise mein Los ist, als es das ihrige war. Das Rabbinat hat in der Gegenwart an Bedeutung und Einfluß ungemein gewonnen. Darüber vielleicht ein anderes Mal. Ich konstatiere noch einmal: der Artikel des Herrn Fr., wenn er nicht konkrete Erscheinungen in seiner Nähe im Auge hat, bleibt mir ein Rätsel, und selbst die schönsten Verse sind nicht imstande, dasselbe zu lösen oder zur Wiedererweckung der gemordeten Wissenschaft oder des toten Rabbinats annehmbare Ratschläge zu erteilen.

Rabb. Dr. J. Caro, Lemberg.

## Shylock.

### I.

Das Feuilleton eines Budapester Blattes brachte eine Analyse des bekannten Shakespeareschen Lustspieles „Der Kaufmann von Venedig", die uns in hohem Maße angesprochen hat. Nicht etwa als hätte uns der Kritiker jenen angeblichen Juden Shylock von einer Seite gezeigt, von der wir ihn bisher nicht kannten, vielmehr interessierte uns der Umstand, daß man vom rein ästhetischen Standpunkte ausgehend fast zu dem gleichen Resultate gelangt, welches das jüdische Bewußtsein schon längst gefunden hat: Dieser „Kaufmann von Venedig" ist nichts als eine Komödie, in der ein im Geschmacke des 16. Jahrhunderts dramatisierter Judenkrawall zur Belustigung des Janhagels als wirksamste Episode verwendet wird. Es soll da der Jude pour plaisir de canaille den Hanswurst machen, wozu er ganz eigens vom Dichter präpariert und qualifiziert wird. Zum vergnüglichen Behagen des süßen Pöbels werden da dem Simson die Augen ausgestochen, er wird bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, zum Ungeheuer umgebildet, ihm jede Spur von sittlichem Bewußtsein aus der Seele hinausgepeitscht, und nachdem er scheußlich genug gemacht ist, muß er mit müden wunden Beinen und gebundenen Händen tanzen, grauenhaften Spaß treiben, und erst wenn die moralische Entrüstung über das Scheusal genug gesteigert ist, dann speiet ihm die tugendhafte Bürgerschaft noch einmal ins Angesicht und giebt dann den abgenützten Balg den wilden Bestien des Hohnes und des zerfleischenden Hasses preis. — Wer dieses Lustspiel als Jude und mit jüdischem Gefühle liest und es bald erkennt, daß in diesem Shylock nicht ein einziger Zug vorhanden ist, der auch nur leise an den Rassencharakter erinnern könnte, der wird leicht versucht, sich allen Ernstes die Frage zu stellen, wen der „große Brite" eigentlich lächerlich machen wollte, ob das Judentum, das solche Scheusale erziehen kann, ob das Vorurteil der Christen, das in solcher Weise einen Mitbürger zu entmenschen vermochte. Wie verwildert mußte der Judenhaß die Gemüter jenes Publikums haben, wenn man ihm eine solche Karikatur vorführen durfte, ohne eine Ueberschreitung der Wahrscheinlichkeitsgrenzen fürchten zu müssen. Wo steckt in diesem Shylock auch nur im entferntesten der Jude? Doch nicht darin, daß er beim Stabe Jakobs schwört, was herzlich dumm sich ausnimmt? oder daß er keinen Schinken riechen kann und doch zu christlichem Gastmahle geht? Er haßt den Christen Antonio, wird man sagen. Aber er haßt gar nicht den Christen in ihm, sondern den Störer seines schmutzigen Gewerbes. Was ist das für ein Jude, der niemals ein väterliches Gefühl für seine Tochter, nie ein brüderliches für seinen Stamm empfindet! Die einzige Zwiesprache am Anfang des dritten Aktes sagt uns alles, was wir über diesen angeblichen Juden Shakespeares uns denken dürfen:

Shylock. Hast Du meine Tochter gesehen?

Tubal. Ich bin oft an Orte gekommen, wo ich von ihr hörte, aber ich kann sie nicht finden.

Shylock. Ei! so! so! so! so! Ein Diamant fort, kostet mich zweitausend Dukaten zu Frankfurt! Der Fluch ist erst jetzt auf unser Volk gefallen, ich hab ihn niemals gefühlt bis jetzt; zweitausend Dukaten und noch mehr kostbare, kostbare Juwelen. Ich wollte, meine Tochter läge tot zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren.

Mehr bedarf es nicht, um zu begreifen, daß Shakespeare nichts weniger verstanden hat, als einen Juden zu karikieren. Sein Jude ist ein betrogener Teufel, der sich in den eigenen Schlingen gefangen hat, und der seine jüdische Abkunft durch nichts zu legitimieren vermag. Es ist das ein Jude, wie ihn selbst die Judenmission verschmähen würde, für ihre löblichen Intentionen zu gebrauchen, aus Furcht, sich vor sich selber lächerlich zu machen. Uebrigens ist es sehr zu bezweifeln, ob an der Konzeption dieses Shylock nicht irgend ein unlauteres Motiv mehr Anteil hat, als der dramatische Dichter in Shakespeare, wenigstens giebt uns die Litteraturgeschichte einen Wink darüber, den wir nicht übersehen dürfen. Bekanntlich liegen allen Lustspielen Sh.'s Novellen zu Grunde, denen er den Stoff entlehnt hatte. Die italienische Novelle, welche für den „Kaufmann von Venedig" verwendet wurde, erzählt aber, wie dies B. Auerbach nachgewiesen hat und hier schon bei anderer Gelegenheit wiederholt worden ist, den Vorfall umgekehrt: Ein Christ war es, der sich das Pfund Fleisch von einem Juden für den Fall der Insolvenz verschreiben ließ. Offen gestanden hat diese Version mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die Darstellung Sh.'s. Der Jude befand sich einmal zu allen Zeiten in gedrückter Minorität und hätte sich niemals einen so kühnen Mißbrauch

des Wechselrechtes gegen den herrschenden Christen einfallen lassen. Froh, nicht gepeinigt zu werden, hätte er den Haß schwerlich durch eine gerichtliche Prozedur noch geschürt. Wohl aber lag ein so roher und grausamer Scherz einem Juden gegenüber in dem Charakter jenes Zeitalters. Wer die Juden und ihre Situation in früheren Jahrhunderten kennt, der mag beurteilen, auf welcher Seite die größere Wahrscheinlichkeit liegt. Ein Jude ist so blitzdumm, sich ein Pfund Fleisch für dreitausend Dukaten verschreiben zu lassen; ein christliches Tribunal muß einen Vertrag anerkennen, der unmenschlich, ungesetzlich ist, das Leben eines Christen gefährdet und es dem verachteten und verabscheuungswürdigen Juden preisgiebt. Porzia aber rettet den edlen Antonio durch eine Spitzfindigkeit, die eher im Charakter jenes dialektischen und zur Wortdeutelei geneigten jüdischen Verstandes liegt — Wie absurd! Dagegen ganz anders und der natürlichen Geschichte angemessen verhält sich die Sache so: Ein seltener Zufall machte ausnahmsweise einen Christen zum Gläubiger eines Juden. Mit Geldgeschäften nicht vertraut, verlangt der Christ zum Scherze die Verschreibung des Judenfleisches als Bürgschaft, er will den ohnehin schüchternen und ängstlichen Juden necken, den christlichen Mitbürgern einen Kernspaß zum Besten geben. Da steht der arme Jude ohne Schutz und ohne Anwalt, von dem Vertragsbriefe und seiner eigenen Unterschrift dem Verderben bloßgestellt, gegen ihn ist alles, was ihm sonst Rettung bot, selbst der Buchstabe des Gesetzes, hat nichts als die Schärfe seines Verstandes, seinen klügelnden und spitzfindigen Geist. Wie natürlich, daß er diesen anstrengt, an dem Wortlaute der Urkunde so lange herum drehet und zerrt, bis dieser zur Erheiterung der Richter, wie der Kläger für ihn, den Angeklagten zeugt. Ja! wir stehen nicht gut dafür, daß der feine Jude nicht gleich ursprünglich mit dem innereten Vorbehalte die Urkunde unterzeichnet hatte, daß ihm hier ein Hinterpförtchen geöffnet sei, durch das er nötigen Falles entschlüpfen könnte. Vielleicht hatte er sich gar ins Fäustchen gelacht, als sein Gläubiger bona fide den Schein als gute Bürgschaft angenommen, in der vermeintlichen Sicherheit, daß er nun den Juden festhhlten könne, während dieser pfiffig darüber nachgedacht, wie er eine Insolvenz fingieren und dem verdutzten Christen dann einen Kommentar über den ausgestellten Schein statt des ausgeliehenen Geldes wiedergeben werde. Es fällt uns nicht ein, jeden Juden verhimmeln zu wollen, und wir geben gern zu, daß es schlaue und pfiffige Individuen unter uns gab, aber nie und nimmer glauben wir an grausame und mordgierige Juden. Aber Shakespeare hat es gefallen, die historische Grundlage zu verfälschen, und er hat damit gegen die Wahrheit der Charakterzeichnung sich sehr versündigt, ohne hierdurch für das künstlerische und ästhetische Element etwas Wesentliches gewonnen zu haben. Wir lassen weiter unten Stellen aus dem beregten Feuilleton folgen, an das wir unsere Bemerkungen knüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Zahn um Zahn.

Erzählung aus Polens Vergangenheit.
(Fortsetzung.)

Für Amiéser war das Erscheinen der Gräfin Zarnowiecka auf seinem Lebenspfade von nicht minder starker, tief einschneidender Wirkung gewesen.

In der Blütezeit des Lebens stehend, hatte er bis jetzt sich ausschließlich mit der Wissenschaft beschäftigt. Die Stellung des damaligen Juden im allgemeinen und der Charakter des alten Reb Josef insbesondere brachten es mit sich, daß der junge Mann von der großen Außenwelt fast gänzlich abgeschlossen geblieben war, und selbst der Verkehr mit den Glaubensgenossen hatte sich, bei dem zurückgezogenen Wesen Reb Josefs stets nur auf das notwendigste beschränkt. Was Amiéser von dem Leben und Treiben der außerhalb seiner Sphäre liegenden menschlichen Gesellschaft erfuhr, war ihm größtenteils nur durch seinen Großvater zugegangen, und die Schilderungen, die ihm der menschenscheue Alte von derselben entwarf, waren stets in den düstersten Farben gehalten.

Besonders war dies der Fall, wenn der alte Reb Josef auf die „Gojim", und namentlich auf die ihres Heimatlandes Polen zu sprechen kam. Wir wissen wohl, warum. Waren es doch solche gewesen, die sein Lebensglück zerstört hatten. Nach allem, was Amiéser von letzteren erfahren, mußte er sich dieselben, besonders dem geringgeschätzten Juden gegenüber, als aller edleren und weicheren Regungen unfähig vorstellen.

Da fügte es der Zufall, daß er die Gräfin Jadwiga Zarnowiecka kennen lernte, zugleich das erste weibliche Wesen, mit dem der Jüngling in nähere Berührung kam. Das Blendende der äußeren Erscheinung, und noch mehr die hohe geistige Bildung und das mit seinem Wesen so sehr sympathisierende Gemüt derselben machten auf die Seele des mit vielem Wissen ausgestatteten, aber von einer stärkeren Erregung noch nicht betroffenen Jünglings einen tiefen Eindruck. Die immer mehr zwischen beiden sich entwickelnde Harmonie und Uebereinstimmung der Ideen steigerten den Grad seiner Verehrung für sie immer mehr.

Doch wenn die Gräfin, sich ihres Gefühles für den jungen Judenarzt wohl bewußt, nur durch die gesellschaftlichen Schranken zurückgehalten wurde, diesem Gefühle sichtbaren Ausdruck zu verleihen, — so war hingegen Amiéser, obwohl er mit seinem scharfen und klaren Blicke die Neigung der Gräfin zu ihm alsbald bemerkte und nicht mißverstand, dennoch zu sehr von dem Bewußtsein des großen Abstandes zwischen sich und dem Gegenstande seiner Verehrung erfüllt, als daß er es über sich hätte gewinnen können, durch das geringste Zeichen seinerseits die von der Gräfin eingehaltene Grenze zu berschreiten. Denn nebst dem gleichen Grunde, der sowohl die Gräfin als auch ihn zurückhielt, war es bei ihm vor allem der Stolz und das Selbstbewußtsein, die ihm jeden Schritt und jedes Wort seinerseits, das mehr beansprucht hätte, als ihm freiwillig gewährt wurde, als Erniedrigung erscheinen ließen.

Amiéser war nun jetzt wieder, wie einst in Spanien, täglicher Besucher im gräflichen Hause. Hatte er tagsüber seine Visiten gemacht und seine sonstigen Geschäfte verrichtet, so war es für ihn Pflicht und Erholung zugleich, die Stadt zu verlassen und sich nach dem Schlosse vor der Stadt zu begeben, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde. Er war Arzt und Freund zugleich. Die Harmonie im gegenseitigen Verhalten zueinander, die bereits im fernen Süden sich zwischen ihm und der Gräfin entwickelt hatte, hatte sie nach und nach einander immer näher gebracht. Sonstige Besuche emfing die Gräfin sehr selten, da sie, auch sonst wenig mit ihren Standesgenossen in Verkehr, seitdem sie sich gänzlich von der Stadt zurückgezogen und im Schlosse bleibenden Aufenthalt genommen, fast alle Verbindungen mit denselben

abgebrochen hatte. Der Graf kam nur in seltenen Zwischenräumen von seinem Palaste ins Schloß, wo er stets nur kurze Zeit verweilte, und dann auch nur, um der Pflicht zu genügen. Daß er einen Hauptteil der Schuld an dem Seelenleiden seiner Gemahlin trug, und daß überhaupt in letzter Zeit das Verhältnis der beiden Ehegatten zu einander ein anderes geworden, das merkte der junge Arzt alsbald. Ein oder das andere Mal kam es vor, daß der Graf ihn beim Krankenlager seiner Gemahlin antraf. Amiéser bemerkte alsdann, daß derselbe nicht mehr wie einst in Spanien seine Anwesenheit mit freundlichem Blicke sah. Ob dies infolge der Ablehnung der gräflichen Protektion seitens Amiésers war, oder ob der Graf auch sonst noch andere Gedanken dabei hatte, das ließ sich nicht erraten. Denn wenn auch seine Miene Unzufriedenheit verriet, in den wenigen erzwungenen Worten, die er an Amiéser richtete, ließ er nichts davon merken. Nach und nach waren die Besuche des Grafen bei seiner Gemahlin immer seltener geworden, während Amiéser ein treuer täglicher Gast blieb, und die Gräfin, sei es infolge der Behandlung des kundigen Arztes, sei es infolge seiner bloßen Nähe, sich merklich wohler fühlte. Einige Male, während er über den Hof des Schlosses schritt, war es Amiéser vorgekommen, als ob er in der nächtlichen Dämmerung einen Schatten vorüberhuschen und in die Seitenflügel des Schlosses verschwinden gesehen hätte, der ihm sein Großvater Reb Josef zu sein schien. Einigermaßen überrascht, schien es ihm doch nicht unmöglich, daß er richtig gesehen habe; hatte ja doch der Graf selbst seinen Großvater zum Besuche eingeladen. Zugleich fiel ihm ein, daß sein Großvater und der Graf, jedesmal wenn sie in seiner Gegenwart miteinander ins Gespräch kamen, stets aufs politische Gebiet geraten waren.

Und da er nun wußte, daß das ganze Dichten und Trachten des alten Reb Josef nur auf seinen geheimen Plan, das heißt auf die Zukunft Amiésers, gerichtet war, so fing er an, über diese geheimen Zusammenkünfte seines Großvaters mit dem Grafen einigermaßen beunruhigt zu werden. Er fühlte instinktmäßig, daß auch seine Person dabei früher oder später in Betracht kommen würde. Denn etwas wichtiges mußte es sein, und nur mit den lang gehegten Ideen und Plänen Reb Josefs mußte es in Verbindung stehen, was den alten Mann bewog, den größten Teil seiner Zeit damit zuzubringen und ganze Nächte auszubleiben. Bei einem seiner Gespräche mit der Gräfin äußerte er sich auch ihr gegenüber, daß er glaube, seinen Vater — daß es eigentlich sein Großvater sei, durfte niemand wissen — einige Male im Schlosse bemerkt zu haben und daß er vermute, daß derselbe hier sehr oft längere Zeit verweile und sogar ganze Nächte zubringe. Zugleich sprach er auch seine Meinung aus, daß es doch nichts Unwichtiges sein könne, was den Grafen und seinen Vater so sehr beschäftige, und daß ihm scheine, daß es politischer Natur sei. Auch die Gräfin war von dieser Mitteilung Amiésers befremdet. Daß ihr Gemahl mit dem alten Reb Josef stets sich in politische Diskussionen eingelassen, wurde von ihr ebenso wie von Amiéser bemerkt, doch hatte sie ebenso wie dieser nie besonders darauf geachtet. Auch hatte der Graf sich niemals ihr gegenüber näher darüber geäußert. Nun erst, als Amiéser ihr seine Mitteilung machte, fiel es ihr auf, was sie mehrmals von den Hausleuten des Schlosses erfahren hatte, daß nämlich der Graf bei seinem jedesmaligen kurzen Verweilen im Schlosse zahlreiche Gesellschaft empfange, worunter man auch einen alten Juden bemerkte; daß diese Gesellschaft sehr heimlich thue, meistens zur Nachtzeit komme und gehe, und daß dann der Graf seine Gemächer absperre und nur einige wenige vertraute Diener Zutritt hätten.

„Ich fürchte," sagte sie besorgt zu Amiéser, „er beteiligt sich an irgend einer politischen Konspiration. Es ist dies leider in unserm Lande unter dem Adel gang und gäbe. Wie aber Euer Vater zu solchen Dingen kommt, nimmt mich wirklich Wunder. Er bildet eben eine Ausnahme unter seinen Glaubensgenossen, wie er es schon durch Euere Erziehung bekundet hat."

Amiéser schwieg. Er hätte wohl noch nähere Erklärung dieser ungewöhnlichen Eigenschaft Reb Josefs geben können. Aber, wie weit auch schon die vertrauliche Freundschaft zwischen ihm und der Gräfin gediehen war — ihr das Geheimnis seiner Abkunft entdecken, dazu konnte er sich doch noch nicht entschließen, umsomehr, als er es selbst nur erst halb kannte.

Dieses unselige Geheimnis fing jedoch an, immer mehr sein Inneres in Anspruch zu nehmen und seinen Geist niederzudrücken. Bald, sehr bald sollte die Zeit kommen, hatte sein Großvater gesagt, wo er alles erfahren würde. Ein unbestimmtes beunruhrgendes Gefühl begann sich seiner zu bemächtigen und düstere Ahnungen schienen ihm zu verkünden, daß die wichtige Wendung in seinem Lebenslaufe, der er entgegengehe, keine freudige sein werde.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Wochen-Chronik.

Berlin, den 12. Dezember.

— **Giebt es ein Rabbinat in Berlin?** Man schreibt uns: „Sehr geehrter Herr Redakteur! In dem vorzüglichen Artikel „die Rabbinerwahl in Berlin" (No. 49 Ihres gesch. Blattes) heißt es, daß der Vorstand unserer Gemeinde seinem Urteil über die Rabbiner durch die Erklärung Ausdruck gegeben habe, daß wir ein Rabbinat überhaupt nicht hätten. Wenn ich hieran eine kleine Bemerkung knüpfe, so kommt es mir, wie ich gleich bemerken will, nicht etwa in den Sinn, den sehr geschätzten Herrn Verfasser des qu. Artikels rektifizieren zu wollen, sondern nur an eine Thatsache will ich ihn erinnern, gegen die gerade er s. Z. in der ihm eigenen vortrefflichen Weise polemisierte. Zu Beginn dieses Jahres feierte bekanntlich der an der Spitze des Vorstandes stehende Justizrat Meyer sein 25 jähriges Vorsteherjubiläum. Damals müssen wir doch ein „Rabbinat" gehabt haben, denn nur ein solches konnte dem allgewaltigen Beherrscher aller — Berliner Juden die „Morenu" verleien. Also — wir haben ein Rabbinat!" — Die Logik der Thatsache ist unumstößlich.

— **Phantasiegebilde.** In der „North American Review" wird die Lösung der „Judenfrage" erörtert und als glücklichster Ausweg die Auswanderung der Juden nach Palästina in Verbindung mit der Gründung eines eigenen jüdischen Reiches bezeichnet. Dr. Mendes, der Verfasser dieses Aufsatzes, legt die Vorteile seines Vorschlages dar:

Nach seiner Meinung würde dadurch gleichzeitig die orientalische Gefahr beseitigt werden. Auch würden die Reibungen unter den verschiedenen christlichen Konfessionen sich mindern, wenn es wieder ein heiliges, auf den Satzungen des Alten Testamentes aufgebautes Reich gäbe. Er hält es sogar für möglich, daß das neue Reich zum Schiedsgericht in allen europäischen Streitfragen ausersehen werden könnte in Erfüllung der Schrift, die da sagt: „Aus Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort aus Jerusalem. Er wird unter den Völkern richten. . . . Es wird kein Volk wider das andere das Schwert aufheben und werden nicht mehr kriegen lernen.“ (Micha, Kap. 4, Vers 2, 3.) Abgesehen davon würde Palästina zu einem mächtigen Handelsstaat werden, gleichsam die Brücke zwischen Europa und Asien bilden und auch den Verkehr mit Afrika und dem ferneren Orient vermitteln können.

— **Allerlei Wünsche** haben unsere Gegner dem Reichstage unterbreitet. Neben einzelnen Forderungen, die sie mit anderen Parteien teilt und diesen nur an Fixigkeit in der Antragstellung über gewesen ist, beantragt die Deutsch-soz. Reformpartei: a) die Wiedereinführung der konfessionellen Eidesformel, b) Verbot der Judeneinwanderung und c) Betäubung der Schlachttiere, d. h. Verbot der Schechitah. Sonst hat die Partei keine Wünsche — vorläufig.

— **„Dementi“.** Die in weiten Kreisen verbreitete Nachricht, daß eine massenhafte Ausweisung der galizischen und russischen Juden aus Preußen bevorsteht, entbehrt, wie die „Liberale Korr.“ aus authentischer Quelle hört, jeder Begründung. Allem Anschein nach seien diese Gerüchte dadurch hervorgerufen, daß mit der neuesten Volkszählung eine genaue Feststellung der in Preußen sich aufhaltenden Polen u. s. w. verbunden worden ist. — Welchen Zweck hat denn nun aber diese statistische Aufnahme?

— **Ein Erfolg.** Im Wahlkreise des verflossenen Freiherrn v. Hammerstein, Halle-Herford, fand jüngst eine Stichwahl zwischen einem konservativen und einem liberalen Bewerber statt. Hofprediger Stöcker forderte seine getreuen Christlich-Sozialen auf, für den Konservativen zu stimmen. Der Erfolg dieser Aufforderung war verblüffend: von etwas über 3000 auf fast 9000 schwollen die Stimmen des — liberalen Kandidaten an, der dann auch gewählt wurde.

— **Von den Berliner Gemeindewahlen.** Der Vorstand der Berliner Gemeinde hat alter Gepflogenheit entsprechend auch bei den diesmaligen Repräsentantenwahlen alle diejenigen Gemeindemitglieder ihres Wahlrechts verlustig erklärt, die im Verlaufe der letzten drei Jahre mit ihren Steuerleistungen im Rückstand gewesen waren, obwohl das Gemeindestatut den Verlust des Wahlrechts nur über die verhängt, die mit den Steuern im Rückstand geblieben oder verblieben sind. Der Unterschied, der sehr bedeutungsvoll ist, wurde für nichts geachtet, und nicht weniger denn zweitausend Gemeindemitglieder blieben von der Wählerliste ausgeschlossen. Von diesen zweitausend hat nur ein einziger, Herr Apotheker Löwenstein, Einspruch erhoben und vor dem Bezirksausschuß durchgeführt. Am 6. d. M. erkannte der Bezirksausschuß, den Wert des Streitgegenstandes auf 500 M. bemessend, den Einspruch des Herrn Löwenstein als begründet an. Herr Justizrat Meyer, der die Auffassung der Gemeindeverwaltung vertrat, konnte zu Gunsten dieser mißverständlichen Auffassung nur ihr hohes Alter anführen. Er will den Versuch machen, bei der höheren Instanz ein anderes Urteil zu erwirken. Herr Löwenstein hat sich jedenfalls ein Verdienst dadurch erworben, daß er das Recht der Wähler gegen Beschränkungsversuche verfochten hat, denen es an einer gesetzlichen oder statutenmäßigen Begründung fehlt.

— **„Die Moralisten“.** Nachdem es nicht gelungen ist, den Freiherrn Woßu hinter Schloß und Riegel zu bringen, soll er wenigstens auf die Bühne gebracht werden, in Begleitung seines treuen Freundes, des Hofpredigers a. D. An die Theater wird nämlich ein dreiaktiges Schauspiel „Die Moralisten“ von Friedrich Pastor verschickt, dessen Held „Wilhelm v. Hammerstein“ ist. In einer Note bemerkt der Verfasser: „Bühnenvorstände, welche an diesem Namen Anstoß nehmen, wollen einen beliebigen andern dafür setzen, die Figur aber mit der Maske Hammerstein's ausstatten.“ Das Personenverzeichnis nennt ferner: „Wesentheid, Konsistorialrat und Hofprediger.“ Eine Fußnote bemerkt: „Trägt die Maske Stöcker's.“ Auch der „regierende Fürst“ greift in die Handlung ein, der Zettel nennt ihn „Herzog Heinrich II.“ Die Freundin Hammerstein's, Fräulein Flora Gaß, kommt in dem Personenverzeichnisse nicht vor. Dagegen hat sich der Berliner Witz ihrer bemächtigt, und man erzählt, die Redaktionsräume der „Kreuzzeitung“ würden demnächst mit Floragas und Hammerstein-Durchbrennern beleuchtetet werden.

— **Preisausschreiben.** Der hiesige Litteraturverein hatte vor etwa zwei Jahren einen Preis auf die beste belletristische Bearbeitung der Hillel'schen Epoche ausgesetzt. Jetzt sendet uns die betr. Kommission eine Mitteilung, nach welcher keine der s. Z. zur Konkurrenz eingesandten Arbeiten des Preises wert befunden wurde, und nunmehr nochmals einen Preis von fünfhundert Mark aussetzt für die beste Erzählung, die das Zeitalter Hillels schildert und seine Wirksamkeit klar hervortreten läßt. Inhalt und Form derselben müssen dem Verständnis der israelitischen Jugend im Alter von 12 bis 16 Jahren angepaßt sein. Als Muster werden die vaterländischen Volkserzählungen von Ferd. Schmidt empfohlen. Die Erzählung soll in streng objektiver Darstellung einzig und allein dahin wirken, den religiösen Sinn der Jugend zu kräftigen und für die Helden und Lehrer Israels zu begeistern. Der Umfang der Erzählung darf nicht 6 Druckbogen übersteigen. Außerdem wird ein Preis von zweihundert Mk. für die zweitbeste Jugendschrift gleichen Inhalts und gleicher Tendenz ausgesetzt. Die Manuskripte müssen bis 1. August 1896, und zwar anonym mit einem Motto und einem verschlossenen Kouvert, in dem der Name des Verfassers enthalten, an den Vorsitzenden des Vreins, Herrn Dr. G. Karpeles, W. Kurfürstenstraße 21, eingesandt werden. Die Prüfung durch die Kommission wird bestimmt bis zum 1. Oktober 1896 beendet sein und das Resultat seiner Zeit öffentlich mitgeteilt werden. Das Verlagsrecht der preisgekrönten Erzählung gehört dem „Verein für jüdische Geschichte und Litteratur“, der dem Verfasser einen bestimmten Anteil an dem Reingewinn jeder Auflage zukommen lassen wird. Die mit dem zweiten Preis ausgezeichnete Arbeit darf innerhalb der nächsten drei Jahre nicht veröffentlicht werden. Nach dieser Frist steht dem Verfasser das volle Verfügungsrecht über dieselbe zu.

— **Ein Verein für Arbeitsnachweis** hat sich hier gebildet, und zwar unter Aegyde der B'ne B'rith-Logen. Mitglied kann jeder werden durch Verpflichtung zur Zahlung eines Jahresbeitrages von mindestens 3, oder durch eine einmalige Zahlung von 200 Mk. Der Verein stellt sich, wie ein dieser Tage versandter Aufruf besagt, die Aufgabe „durch eine umfassende Organisation dahin zu wirken, daß auch dem

jüdischen Arbeiter Gelegenheit zum redlichen Erwerb geschaffen werde." Weiter heißt es: „Wem es Ernst ist, das soziale Niveau unserer Glaubensgenossen zu heben durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit und durch Ablenkung von Berufsarten, die unseren Gegnern als Waffen dienen; wer die Schwierigkeiten kennt, die dem jüdischen Arbeiter entgegen stehen, der wird sich gern dem „Verein für Arbeitsnachweis" anschließen, sei es auch nur als zahlendes Mitglied." Vorsitzender des Vereins ist Herr Siegfr. Leichtentritt, Lessingstr. 13.

— **Pfarrer Naumann** in Frankfurt a. M., publizistischer Vertreter der „jüngeren" Christlich-Sozialen, erklärt in der jüngsten Nr. seines Organs „Die Hilfe", daß er von dem Antisemitismus im allgemeinen ebensowenig wissen wolle, wie von dem Philosemitismus. Lokalantisemitismus (soll wohl bedeuten: die Ablehnung einzelner Juden) sei menschlich begreiflich und unter Umständen geradezu notwendig (?) Die Kardinalfrage, um die es sich aber bei einer gründlichen Stellungnahme handle, laute doch: Ist die Judenfrage an sich der Kern unserer sozialen Schwierigkeiten? Er müsse darauf mit Nein! antworten, denn es gebe ganz außerordentlich traurige soziale Schwierigkeiten und wirtschaftliche Todeskämpfe, an denen die Juden gar keinen Anteil hätten. — Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir bei unserer Ankündigung der „Hilfe" geschrieben haben, daß ein besonnener und zielbewußter Mann wie Pfarrer Naumann sich dem Antisemitismus im allgemeinen nicht zuwenden könne. Unsre Voraussetzung hat sich bestätigt. Was sagt aber das „Volk" dazu, und was ihr Hintermann Stöcker?

— **Konzert.** Für einen Wohlthätigkeitszweck veranstaltete Herr Kantor D. Stabinski in den Räumen des Handwerkervereins ein Konzert, das im ganzen als gelungen bezeichnet werden kann. Herrn Stabinski, der vom Operngesang sich dem stilleren aber ebenso dankbaren kantoralen Amt zuwandte, fiel der Löwenanteil zu. Er sang eine Arie aus dem Freischütz mit vieler Meisterschaft. Seine volle und klare Stimme kam zu voller Geltung und schließlich erntete er für die an manchen Stellen recht schwierige Partie reichen Beifall. Auch die Leistungen einiger anderer Kräfte waren bemerkenswert. Das Spiel des Herrn Horwitz war nicht blos korrekt, sondern zeigte auch besonders in dem „Andante" von Peltermann zarte Empfindung. Erwähnenswert ist auch noch der Gesang des Herrn Kaminski-Lichtenstein, dessen ausgiebiger und voller Bariton von großer Wirkung sein müßte, wenn der Ton nicht zuweilen unbestimmt und schwankend wäre. g.

— **Ueber die soziale Stellung der Juden** in Berlin giebt das Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde, wenn auch unvollkommenen, so doch immerhin interessanten Aufschluß. Das Verzeichnis weist auf 526 Aerzte und 215 Rechtsanwälte. Unter den Aerzten befinden sich 2 Geh. Medizinalräte, 12 Geh. Sanitätsräte und 52 Sanitätsräte. Unter den Rechtsanwälten 1 Geh. Justizrat und 18 Justizräte. Dem juristischen Berufe gehören noch 9 Amts- und Landgerichtsräte, sowie 8 Amts- und Landrichter an. Die Liste zählt ferner auf: 40 Professoren, darunter 3 Geh. Regierungsräte, 11 Privatdozenten, 12 Oberlehrer, 42 Lehrer, 30 Journalisten und Redakteure und 31 Schriftsteller; ferner 25 Musiker und Komponisten. Im Staatsdienste sind angestellt: 1 Legationsrat, 1 Steueraufseher. Im Kommunaldienst stehen 9 Stadträte, (darunter mehrere allerdings a. D.) 2 Stadtbaumeister, 1 Bauinspektor, 1 Syndikus, 2 Magistratsbeamte. Vom Postfach sind zu nennen: 1 Oberpostsekretär, 1 Postsekretär, 2 Postbeamte, 1 Briefträger. Dem Eisenbahnfach gehören an: 1 Eisenbahnbetriebssekretär, 1 Eisenbahnbureauassistent. Sodann sind zu nennen: 12 Maler, 7 Bildhauer, 8 Schauspieler, 3 Theaterdirektoren. Im Baufach thätig sind 11 Regierungsbaumeister, 10 Maurermeister, 46 Ingenieure, Architekten, Bau- und Zimmermeister. Es folgen 30 Chemiker. Von den Gewerben werden aufgezählt: 112 Schneider, 57 Kürschner und Mützenmacher, 20 Schuhmacher, 18 Uhrmacher, 12 Buchdrucker, 13 Tapezierer, 11 Buchbinder, 9 Klempner, 5 Drechsler, 3 Sattler, 5 Schlosser, 6 Bäcker, 14 Glaser, 8 Vergolder, 5 Mechaniker, 4 Tischler, 9 Graveure, 3 Bürstenmacher, 2 Friseure, 2 Lederarbeiter, 1 Webermeister, 1 Korbmacher, 1 Töpfer, 3 Gärtner, 1 Färber, 1 Schirmmacher, 2 Masseure, 1 Schaffner, 1 Oberkellner, 1 Feuerwehrmann, 1 Stallmeister, 1 Privatdetektiv und 2 Tänzer. Schließlich werden in der Gemeindewahlliste vom Kaufmannsstande noch besonders genannt: 9 Geheime Komerzienräte, 20 Komerzienräte, 7 Konsuln, 7 Generalkonsuln, 4 „von" und 2 Freiherren. — Interessant ist auch oft die Wahl der Vornamen einzelner Glaubensgenossen in Berlin. So heißt der eine Johannes Maximus, ein anderer — Christian mit Vornamen.

— **Prof. Dr. Ehrlich.** Zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ist der bisherige außerordentliche Professor Dr. Paul Ehrlich ernannt worden. Diese Ernennung wird in ärztlichen Kreisen allgemeine Freude erwecken, weil sie diesem genialen Forscher endlich die verdiente Anerkennung bringt, die ihm so lange versagt geblieben ist. Fast schien es, als sollte dieser Gelehrte, der eine neue Richtung in der Pathologie angebahnt hat, überhaupt zu keiner offiziellen Stellung kommen. In den letzten Jahren war er gewissermaßen Privatgelehrter. Denn wenn ihm auch verstattet war, in dem Koch'schen Institut für Infektionskrankheiten zu arbeiten, so hatte er doch dort keinerlei amtliche Funktionen. In den letzten Jahren hat Ehrlich seine Arbeit der Untersuchung zur Erzeugung künstlicher Immunität zugewendet. Durch Versuche mit den Pflanzenwurzelstoffen Ricin und Abein lehrte er zuerst die jetzt allgemein anerkannt beste Methode der Giftfestigung eines tierischen Körpers kennen — eine Methode, die schließlich Behring dazu verhalf, das Diphtherieheilserum in der Gestalt darzustellen, welche es praktisch brauchbar und wertvoll machte. Ehrlich hat auch wiederholt direkten Anteil an den Arbeiten Behring's gehabt. Ehrlich zeigte u. a. auch noch, daß die Immunität sich vererben läßt, daß in die Milch säugender Tiere die immunisierende Substanz übergeht u. a. m. An den Namen Ehrlich's knüpfen sich noch eine ganze Anzahl neuer Beobachtungen, zum Teil z. B. auf dem Gebiete der klinischen Medizin: u. a. die sogenannte Sulfodiazobenzolreaktion im Harn, ein wichtiges Kennzeichen zur Erkennung des Unterleibstyphus. Ehrlich ist 1854 in Strehlen in Schlesien geboren, hat in Breslau und Straßburg studiert, 1878 promoviert, war mehrere Jahre Assistent von Frerichs in der Charité, später von Geh. Rat Gerhardt. Seit Ludwig Traube's Tode (1876) ist mit Ehrlich zum ersten Male wieder ein Jude ordentlicher Professor in der medizinischen Fakultät der Berliner Universität geworden.

— **Eine offizielle Kundgebung.** Aus Karlsruhe wird eine unzweideutige Absage an den auch in Baden leider parlamentsfähig gewordenen Antisemitismus gemeldet. Die zweite Kammer verhandelte über die Wahl in Sinsheim, wo ein Nationalliberaler mit 63 gegen 45 antisemitische und zersplitterte Stimmen gewählt worden ist. Diese Wahl sollte

beanstandet werden, weil unter anderem ein Oberamtmann gegen den Antisemitismus Stellung genommen hatte. Auf den Vorwurf, daß der Oberamtmann dadurch einen Amtsmißbrauch begangen hätte, erwiderte der Minister des Innern Herr Eisenlohr, daß nach seiner Ansicht der Beamte den Kreis seiner Pflichten auch dann nicht überschritten haben würde, wenn er auf dem Rathause gegen die verderblichen Tendenzen des Antisemitismus eine Rede gehalten hätte. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß auch anderwärts auf verantwortlichem Posten eine so unzweideutige Stellungnahme gegen die anarchistische Agitation der Antisemiten beliebt würde.

— **Der Verein für Kinder-Volksküchen** hielt im Bürgersaale des Rathauses, unter Leitung seines Vorsitzenden, Herrn Hermann Abraham, seine zweite Generalversammlung ab. Dem von den Vorsitzenden gegebenen Berichte über das verflossene Rechnungsjahr ist zu entnehmen, daß während 1893/94 gegen 4000 Kinder umsonst gespeist wurden, 1894/95 die gleiche Wohlthat 8000 Kindern zuteil geworden, außerdem werden gegen 2000 Kinder für den minemalen Preis von 5 Pf. gesättigt. Der Verein unterhält in diesem Jahre zehn Kinder-Volksküchen, die sich in den Außenbezirken der Stadt befinden, wo die größte Armut herrscht. Die Gesamtleitung untersteht einem Zentralvorstand, welcher sowohl für die Beschaffung notwendiger Mittel sorgt, als auch die Materialien in möglichst guter Qualität und zu den billigsten Preisen zu kaufen bestrebt ist. Aus dem Bericht des Schatzmeisters ist zu entnehmen, daß die aus dem Erlös für verkaufte Speisemarken, aus Jahresbeiträgen, Geschenken, Kapitalbeiträgen, Zuwendungen herrührenden Einnahmen vom 1. Okt. 1894 bis 1. Okt. 1895 Mk. 69,285,45 in Bar und 13,000 Mk. in Wertpapieren betrugen, während sich die Ausgaben auf 68,030,79 Mk. in Bar und 9000 Mk. in Wertpapieren beliefen. Es wurden im Winterhalbjahr 1894/95 umsonst verabreicht: 793,725 Portionen, verkauft wurden 202,593 Portionen à 5 Pfg..

— **Ein Ketzergericht** wurde am Freitag Abend in einer Antisemiten-Versammlung über die „Staatsb.-Ztg." abgehalten, weil sie „Juden-Annoncen" aufnimmt. Sie soll sogar — es ist schrecklich — Gedichte der „Goldenen 110" veröffentlicht und für Wertheim'schen Cognac Reklame gemacht haben. Besonders thaten sich bei den Angriffen auf das Blatt die früheren Freunde desselben, die Herren Schneidermeister Volkmann und Michaelis hervor, denen es als Leitern der „christlichen" Damenmäntel-Konfektion besonders schmerzlich war, daß vom Ahlwardt-Moniteur „nichtchristliche" Konkurrenz-Firmen empfohlen wurden. Herr Michaelis erklärte die Behauptung der „Staatsb.-Ztg.", daß sie „mit ihrem Herzblut" gegen die Juden kämpfe, für eitel „Mumpitz". Nach längerer Debatte wurde eine Resolution angenommen, durch welche die mit der politischen Haltung der „Staatsb.-Ztg." nicht in Einklang zu bringende, lediglich durch Geldinteressen bestimmte Aufnahme von „Juden-Annoncen" als das scheußlichste aller Verbrechen gekennzeichnet wird. — Man könnte ja hier die andere Frage aufwerfen, ob Juden in antisemitischen Blättern inserieren sollen, inserieren dürfen, da sie hierdurch die Macht der Gegner stärken und befestigen. Doch schade um die Druckerschwärze!

* z **Barthélemy Saint-Hilaire,** der ehrwürdige Staatsmann und Philosoph, der dieser Tage gestorben ist, war ein ausgesprochener Apostel der Toleranz und ein erklärter Feind von Glaubens- und Rassenkämpfen. Gelegentlich der Hundertjahrfeier der Emanzipation der Juden in Frankreich, richtete er ein Schreiben an den Herausgeber der „Archives Israélites", in welchem sich die folgenden Stellen finden: „Eine Anzahl Christen entehrt sich selbst durch abscheuliche Verfolgungssucht, die kein Ende nehmen zu wollen scheint. Die Juden werden diesen Roheiten zu widerstehen wissen, wie sie so manche andere ausgehalten haben. Seit 2000 Jahren und mehr haben sie der Welt ein Beispiel von Standhaftigkeit und unerschütterlichem Glauben gegeben. Es ist ein Ruhm für sie und die ganze Menschheit, daß sie stets das geblieben sind, was sie sind. Durch die Bibel, das größte der heiligen Bücher, geleitet, dürfen sie glauben, daß sie hinsichtlich der Religion und der Mildherzigkeit von keinem anderen etwas zu lernen haben, und daß ohne das alte Testament das neue überhaupt nicht möglich gewesen wäre."

* w **Aus Holland** schreibt man uns: Man hört so häufig von Ausbrüchen von „Judenhetzen" auf dem europäischen Festlande, die sich ganz besonders gegen Bankiers und Journalisten richten, daß es eine wahre Erfrischung ist, in den verbreitetsten holländischen Blättern, die alle politische Parteien vertreten, eine von glühender Begeisterung zeugende Betrachtung über die Laufbahn unseres Glaubensgenossen, Herrn P. Frenkel aus Deventer, zu finden. Dieser Ehrenmann feierte jüngst den Tag, an welchem er vor vierzig Jahren seinen ersten Beitrag an das bedeutendste holländische Blatt, „Het Handelsblod" in Amsterdam, sandte; seit jener Zeit wurde er nach und nach Mitarbeiter von zwölf der gelesensten Zeitungen Hollands. Von allen Parteien und von allen Bevölkerungsklassen empfing der Jubilar die herzlichsten Glückwünsche, auf die er wahrhaft stolz sein durfte. Unter den ersten Gratulanten war der frühere Finanzminister.

* s **Aus Sofia** wird uns geschrieben: Unlängst berichteten die Blätter über die Gefahr, in der die Juden von Tatar-Basardschik sich infolge des Verschwindens eines Christenmädchens befunden; nach berühmten Mustern beschuldigte man sie, das Kind zu rituellen Zwecken geschlachtet zu haben. Mit Genugthuung konstatieren wir, daß die Zentralregierung in Sofia alles Mögliche zum Schutze der Juden aufbot. Als der Premierminister Dr. Stoilow (der vor zwei Jahren, als er noch nicht im Amte war, durch eine glänzende Verteidigungsrede die Freisprechung mehrerer, gleichfalls des Ritualmordes beschuldigter Juden von Wratzo herbeiführte) von der jüdischen Gemeinde in Tatar-Basardschik über die dortigen Vorgänge telegraphisch unterrichtet wurde, gab er den Behörden des Ortes sofort telegraphisch die strengsten Befehle, die jüdischen Einwohner zu schützen. Eine jüdische Abordnung aus Tatar-Basardschik, die nach Sofia kam, wurde vom Minister des Innern empfangen, der die wirksame Unterstützung der Regierung in Aussicht stellte und sein Versprechen sofort erfüllte, indem er den Generalinspektor der Polizei des Fürstentums nach Tatar-Basardschik entsandte, mit dem gemessenen Befehle, über Leben und Eigentum der Juden zu wachen. Als ein Tag nach dem Verschwinden des Kindes der tote Körper desselben in einem Versteck der Wohnung seiner eigenen Eltern entdeckt wurde, erklärten die herbeigerufenen Aerzte auf das bestimmteste, daß der Tod erst vor drei Stunden eingetreten sein könne. Der Mörder wurde bald darauf entdeckt — und sieh da! es war ein gläubiger Christ. Das Suchen nach dem Leichnam an dem Platze, wo er gefunden wurde, wurde auf Betreiben einer Nachbarin, der Tochter eines protestantischen Pfarrers, vorgenommen, die der Polizei klar machte, daß die Behauptung, die Juden schlachteten Christenkinder, eine nichtswürdige Verleumdung sei.

*k. **Juden in Palästina.** Der in Jerusalem von Abraham Lunz herausgegebene Kalender auf das Jahr 5656 enthält genaue Angaben über die in den einzelnen Städten Palästinas wohnenden Juden, und wir ersehen daraus, daß in Jerusalem bei einer Bevölkerung von 45470 Einwohnern 28117 Juden wohnen und zwar 15074 Deutsche und 7900 sephardische, die übrigen kommen aus der Bucharei, Persien, Arabien und anderen Ländern. Chebron mit 14295 Einwohnern hat 810 sephardische und 619 deutsche Juden, Jaffa mit 17713 Einwohnern 1760 deutsche und 1210 sephardische; Tiberias mit 6050 Einwohnern 1620 sephardische und 1580 deutsche; Saphat mit 12820 Einwohnern 4500 deutsche und 2120 sephardische Juden. In den übrigen Städten ist ihre Zahl sehr gering und in einigen, wie in Bethlehem mit christlicher Bevölkerung, wohnen gar keine Juden. — Besonders erfreulich ist die Mitteilung, daß nach den Zollkontrollbüchern aus Jaffa Arikel im Betrage von 4630000 Franks exportiert und für 1582000 Franks importiret wurden. Exportiert wurden vorzüglich Apfelsinen und Zitronen nach England, Deutschland, Rußland und der Türkei für 2000000 Franks; es finden sich auf der langen Liste ferner Gerste, Eier, Ziegenhäute, Olivenöl und Wein. — Die Eisenbahn fährt von Jaffa nach Jerusalem und zurück täglich zwei Mal und legt die Strecke in 3¾ Stunden zurück. — Von einer eigentümlichen „Chanukkafeier" in der sephardischen Talmud-Thorah-Schule wird erzählt, daß die Schüler mit den Lehrern an der Spitze vor die Thüren der Reichen ziehen und Eßwaren und Geldgeschenke einsammeln. Am achten Chanukkatage wird dann in den Räumen der Talmud-Thorah-Schule ein Gastmahl veranstaltet, an dem Schüler und Lehrer gemeinsam den Ertrag der Sammlung verzehren. Von dem Gastmahl begeben sich die Knaben in die Synagoge und sagen 308 Mal (nach dem Zahlenwert des Wortes שבו) die Worte des Verses Genesis Kap. 43,2. שבו שברו לנו מעט אכל: und singen das Hohelied. Man legt dem eine kabbalistische Bedeutung unter; es erinnert sehr an das Kurrendesingen der Klosterschulen, wie es die Sephardim in katholischen Ländern gesehen und vielleicht angenommen haben.

* r **Russisches.** Die Auswanderung von Libau hat beträchtlich nachgelassen, dennoch vergeht keine Woche ohne die Abreise einer Zahl von Emigranten. Die aus eigenen Mitteln die Kosten bestreiten, wandern gewöhnlich nach Afrika aus. — In Tiflis wird die Ausweisung jüdischer Familien noch immer mit Strenge betrieben. — Bei der Gründung von Aktien-Gesellschaften müssen besondere Bestimmungen aufgenommen werden, so lautet ein Zusatz zu den Statuten der „Strauß-Company für elektrisch Licht". Die Zahl der jüdischen Direktoren darf ein Drittel sämtlicher Direktoren nicht überschreiten. Jüdische Direktoren oder sonstige jüdische Angestellte sind den Beschränkungen unterworfen, welche die jetzt in Kraft bestehenden Gesetze vorschreiben. — Jüdische Reisende dürfen sich in St. Petersburg und Moskau nicht länger als vierzehn Tage, in den Provinzialstädten nicht länger als acht Tage und in allen anderen Städten nicht länger als fünf Tage aufhalten. — Zu den Ingenieur-Prüfungen werden nur christliche russische Unterthanen zugelassen. — Die Polizei von Ivanovo-Roznesersk (Provinz Vladimir) hat einem jüdischen Handwerker die Niederlassung in jener Stadt verweigert, weil er die vier Jahre, während der er seiner Militärpflicht genügt hat, sein Handwerk nicht betrieben hatte! — Der durch seinen Wohlthätigkeitssinn allgemein bekannte Zuckerfabrikant Lazan Brodskij in Kiew hat einen Betrag von 500000 Rubeln zu dem Zwecke gespendet, um eine Bank zu errichten, welche der kleinen Gewerbetreibenden und Geschäftsleuten ohne Unterschied der Konfession zinsfreie Darlehen gewähren sollte. Brodskij arbeitetete selbst die Statuten aus, nach welchen die Verwaltung dieser Anstalt aus einem viergliedrigen Rate zu bestehen hätte, in dem zwei Juden und zwei Christen sitzen sollten. Diese Bestimmung fand jedoch bei der kompetenten Behörde Anstoß, und sie leitete die Statuten an den Verfasser mit der Zumutung zurück, er möchte dieselben dahin abändern, daß der Verwaltungsrat nur aus Christen zu bestehen habe, denen ein Jude als Stellvertreter beigegeben werde. Brodskij weigert sich mit Recht, diesem geradezu frechen Ansinnen Folge zu geben, und so dürfte die Errichtung dieser für das Heil des kleinen Mannes bestimmten Bank auf unabsehbare Zeit verschoben sein. Die Entrüstung der christlichen Gewerbetreibenden über das Vorgehen der Behörde ist selbstverständlich groß, und sie wollen sich darüber beim Finanzminister beschweren. So sieht die antisemitische Volksbeglückung allerorten aus!

* **Zu Gunsten der Juden in Rußland** hat sich eine mächtige und autoritative Stimme erhoben, die gewiß nicht ohne Einfluß auf die Eindämmung der Ausfälle gegen die Juden bleiben dürfte. Es ist dies der russische Adel von Perekop, der den Mut hatte, in einer durch die Ständeverwaltung dieses Gebietes dem Gouverneur von Taurien überreichten Denkschrift die ökonomische Lage der Provinz grau in grau zu schildern und für die Aufhebung der gegen die Juden verfügten Niederlassungsbeschränkung energisch einzutreten. Zahlreiche Dorfgemeinden und Marktflecken haben ihre Zustimmung zum Inhalte der Aufführungen der Denkschrift ausgesprochen, und in einer außerordentlichen Sitzung der Bezirksständeverwaltung, unter Vorsitz des im Gebiete allverehrten Generals Nicolai Karalasch, wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, die Denkschrift mit einer Befürwortung unverzüglich dem Gouverneur zu überreichen. Dies geschah, und hierbei wurde sie von dem Präsidenten der Ständeverwaltung des Gouvernements, dem berühmten südrussischen Volkswirte Pawel Iwanowitsch Schtschliwzew, persönlich unterstützt. Jeder Kommentar, den man dieser Thatsache hinzufügen wollte, wäre überflüssig.

---

## Hier und dort.

— Nicht sonderlich scheint es dem Herrn Schweinhagen im Exil ergangen zu sein Wie wir berichtet, ist er in Wien verhaftet und auf Reklamation der preußischen Regierung ausgeliefert worden. Er ist nun dieser Tage in das Gerichtsgefängnis in Ratibor eingeliefert worden, wo er seine Strafe wegen Beleidigung des Finanzministers (6 Monate) abbüßen wird. Bei seiner Einlieferung hatte Schweinhagen 1 Gulden 20 Kreuzer bei sich.

— Am 15. Kislew (2. d. M.) wurde in Halberstadt der neue jüd. Friedhof seiner Bestimmung übergeben. Die ernste Feier leiteten die Herren Rabb. Dr. Auerbach und Kantor Senior.

— Der Stimmzettelfälscher Schneider erzählte jüngst im österreichischen Reichsrate, bei jüdischen Hochzeiten würden harte Eier gegessen und mit einem „schwarzen Pulver" bestreut. Hierzu wird aus Konstantinopel geschrieben: „Schneider hat etwas läuten hören und ohne, wie er als Christ verpflichtet wäre, gewissenhaft zu prüfen, phantasievoll ein Märchen geschaffen. Eier werden bei den Juden im Orient vorgesetzt, mit Asche bestreut, aber nicht bei Hochzeiten, sondern nach einem Leichenbegängnis. Wenn die Hinterbliebenen von dem Friedhofe zurückkommen, werden ihnen Eier mit Asche vorgesetzt, in demselben Sinne, wie dies bei den Christen am Aschermittwoch geschieht. Pulvis es!

— Dem Antisemitenführer in Graz (Steiermark), Institutsinhaber und Gemeinderat Josef Feichtinger, entzog die Landesschulbehörde die Konzession für sein Institut, einem Privat-Untergymnasium, weil er keine Rechenschaftsberichte, wie es das Gesetz fordert, vorlegte und keine Professoren und Lehrkräfte namhaft machte. Feichtinger hatte nur noch einen Schüler und dieser einzige Schüler des Antisemitenführers war ein — Jude.

— Der Magistrat von Kaltern in Tirol ernannte Lueger zum Ehrenbürger. — Das Bürgermeisteramt in Wien wäre Lueger lieber.

— Der Vorstand des „Vereins zur Beförderung der Handwerke unter den inländischen Israeliten“ in Wien hat beschließen müssen, die Aufnahme von Knaben während der Monate Dezember und Januar zu sistieren. Diese Maßregel wurde notwendig infolge des enormen Andranges der aus allen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie um Aufnahme ansuchenden Knaben und der großen mit der Versorgung und Bekleidung des dermaligen Standes der Vereinszöglinge (mehr als 800 Knaben) verbundenen Auslagen, welche bereits im Vorjahre ein namhaftes Defizit zur Folge hatten. — O, die arbeitsscheuen Juden!

— Der erste Beweis für die völlige Gleichstellung der Juden in Ungarn ist geliefert. In Fertö-Szent-Miklos wurde am 3. d. M. die jüdische Volksschule demoliert, Fenster in von Juden bewohnten Häusern eingeschlagen und in ein jüdisches Haus sogar geschossen.

— Anläßlich einer Erdaushebung wurde in Großvardein ein silberner Becher mit einer hebräischen Inschrift gefunden, welche in der Uebersetzung lautet: „Moses ben Szofar (?) der Großvardeiner jüdischen Gemeinde i. J. 1450.“ — Danach muß dort schon vor 450 Jahren eine größere jüdische Gemeinde bestanden haben.

— Aus dem italienischen Städtchen Pesaro, wo es heute keine Juden mehr giebt, kommt die Nachricht, daß man dort einen alten jüdischen Friedhof ausgegraben habe, von dessen Grabsteinen, die wahrscheinlich schon etliche Jahrhunderte alt sein dürften, mehrere noch gut erhalten sind. In einem der Gräber wurde auch eine Pergamentrolle mit hebräischen Schriftzeichen gefunden, die sogleich dem Hebraisten Emil Viterbo zur Entzifferung übergeben wurde.

— Die jüd. Gemeinde in Turin hat kürzlich ihr neuerbautes Altersversorgungshaus eingeweiht, das eine wahre Zierde der Stadt genannt werden darf. Geräumige und luftige Zimmer, eine wohl eingerichtete Küche, ein schöner Garten und eine ebenso schöne Synagoge erregen den ungeteilten Beifall aller Besucher dieses der Wohlthätigkeit gewidmeten Hauses. Dasselbe ist für hundert Arme bestimmt, beherbergt aber für jetzt blos deren dreißig, die so den Abend ihres Lebens in Ruhe und sorgenlos verbringen. Unter den Bewohnern dieses Hauses befinden sich auch einige Greisinnen für die eine eigene Abteilung besteht. Und dabei ist die jüdische Gemeinde von Turin keine allzu reiche und auch keine allzu große.

— Die jüdische Gemeinde in Genua besitzt vier Mitglieder, auf die nicht nur jeder Israelit, sondern auch jeder italienische Patriot stolz sein kann. Es sind dies die vier Brüder Vitale, Alessandro, Isaia, Giacomo und Achille, die alle vier dem Vaterlande gedient und des Königs Ehrenrock getragen, und die sich stets durch ihre Bravour und ihren Heldenmut ausgezeichnet haben. Der älteste dieser vier Brüder, Alessandro, stand schon 1848 im Feuer, seine zwei anderen Brüder fochten 1859 tapfer, und der jüngste, Achille, zeichnete sich im Feldzuge von 1866 aus. Als nun der König am 21. v. M. anläßlich des 25. Jahrestages der Befreiung Roms eine Revue über die italienischen Veteranen abhielt, wurde er auf diese vier Brüder, die gleichfalls zur Revue erschienen waren, aufmerksam gemacht. Der König ritt auf sie zu, sprach jeden einzelnen von ihnen an, ließ sich von ihren kriegerischen Erlebnissen erzählen und reichte dann beim Abschiede einem jeden derselben die Hand.

— Der Flecken Jaruga in Podolien zählt 2000 Einwohner fast alle Juden. Vor 50 Jahren bot die Verwaltung der Staatsdomänen den Juden von Jaruga an, ihnen zur immerwährenden Miete, mit Verkaufsrecht, große Terrainflächen guten Bodens zu überlassen, um daselbst den Weinbau zu pflegen. Sie nahmen dies natürlich an, und binnen wenigen Jahren hatte der Flecken prachtvolle Weingärten aufzuweisen. Alle Juden wurden Weinbauer und zur Stunde ist der Weinbau dort ein sehr bedeutender. Sie kämpfen mutig, um ihrem Wein den guten Ruf, den er sich in der Gegend erworben, zu erhalten. Mehrere unter ihnen konnten bereits den Boden ankaufen und wurden Grundbesitzer; aber alle werden mit der Zeit dahin gelangen. Im ganzen ist ihre Lage eine gute.

— Der Zar hat Herrn Lazar Brodskij in Kiew, in Anerkennung seiner philanthropischen Werke, den Annen-Orden 2. Klasse verliehen.

— Herr M. H. Polako, eins der geachtetsten Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Smyrna, wurde einstimmig zum Präsidenten der Handelskammer dieser Stadt gewählt.

— Personalien. Das Lehreramt in Ellwangen ist durch Herrn S. Wetzler (von wo?) besetzt.

---

# Lose Blätter.

* **Gewissensbisse.** Ein Berliner Kaufmann wurde von seinen Verwandten in Posen eingeladen, einem Beschneidungsfest beizuwohnen. Der Kaufmann welcher wußte, daß seine Verwanden streng nach jüdischem Ritus lebten und sich gleichzeitig erinnerte, daß man bei solchen Festen die Diener des Hauses zn beschenken pflege, war im Zweifel darüber, ob er am Sabbat Geld geben dürfe, oder nicht. Diesem Dilemma gegenüber wandte er sich an einen alten ehrwürdigen Bureaudiener, das Faktotum des Hausherrn, mit der Frage: „Ist es hier zu Lande trotz der Sabbatvorschrift erlaubt, den Dienern des Hauses Trinkgelder zu geben?“ — Der alte Isaac grübelte lange über die Frage nach, dann erklärte er mit männlicher Entschlossenheit: „Was mainer Person betrefft — ich nämms.“

* **Vorzügliche Empfehlung.** Ein jüdischer Gelehrter, der stets mit dem Religionsgesetze in Konflikt lebte, legte einem streng konservativen Rabbiner einen neuen Kommentar zum Buche Esther vor und bat um eine Empfehlung, die er demselben vordrucken wollte. „Recht gern“, sagte der Rabbiner, „will ich Ihrem Wunsche willfahren; ich will sogar den Kommentator noch über den Verfasser des Buches Esther erheben.“ „Solcher Ehre scheint meine Leistung aber nicht würdig zu sein“, entgegnete der Bittsteller. „O, doch“, meinte dagegen der Rabbiner, „denn der Verfasser des Estherbuches hat nur während des Niederschreibens desselben Gott nicht gekannt, (in der Estherrolle kommt bekanntlich der Name Gottes nicht vor) Sie aber haben ihn in ihrem ganzen Leben noch nicht gekannt“

---

40. „So lange Du noch den Schuh am Fuße hast, zertritt den Dorn.“ (Ber. rab.) Thue alles zur rechten Zeit, und verschiebe nichts, denn dann würde Dir vielleicht das fehlen, was Dich die Schwierigkeit am leichtesten überwinden läßt.

41. „Morgen, nicht heute,“ sagt die Trägheit.
„Heute, nicht morgen,“ sagt die Begehrlichkeit.
„Wenn heute nicht, doch morgen,“ sagt die Hoffnung.
„Wenn heute auch, wie morgen?“ sagt die Sorge.
„Heute und morgen,“ sagt die Besonnenheit.
„Nicht heute, nicht morgen,“ sagt die Verzweiflung.
„Morgen wie heute,“ sagt der Glückliche.
„Wie heute, so morgen,“ sagt der Klagende.

42. Gut ist es, dann und wann von der Heerstraße abzulenken, um Land und Leute kennen zu lernen; nur sorge dafür, daß Du Dich immer wieder dahin zurückfindest.

43. Drei Dinge sind in großer Menge schlimm, in kleiner dienlich: Sauerteig, Salz und Sprödigkeit.“ (Berach. 34, 2). Die zu weit getriebene Sprödigkeit fällt lästig, ja macht unerträglich.

44. „Was unter Deinem Kopfe sich befindet, das gehört Dir.“ (Jalkut.) Allgemein genommeu heißt dies: Nur das besitzen wir sicher, was wir wirklich in Händen haben. Im besonderen Sinne aber heißt es: Alle übrigen Besitztümer sind schwankend, aber was wir an Geisteskräften und Kenntnissen erworben, bleibt uns sicher.

# Nachtrag.

## Das Ergebnis der Repräsentantenwahlen in Berlin.

Am vergangenen Mittwoch Abend ist die Zählung der bei der Repräsentantenwahl abgegebenen Stimmen beendet worden.

Im ganzen haben etwas über 4600 Gemeindemitglieder oder rund 35 % der Wahlberechtigten ihr Wahlrecht ausgeübt — 7 % mehr als bei den vorigen Wahlen.

Wie unsere Leser wissen, standen zwei Kandidatenlisten einander gegenüber, die des Zentralvereins und die des sogenannten liberalen Vereins. Beide Listen hatten nur einen einzigen Kandidaten gemeinsam: den dem Zentralverein nahestehenden seitherigen Repräsentanten Maurermeister Fränkel. Dies vorausgeschickt, lassen wir die Namen der neu gewählten Repräsentanten unter Beifügung der Stimmen, die sie auf sich vereinigt haben, folgen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Maurermeister Fränkel | 4550 | Stimmen |
| 2. | Kaufmann Leichtentritt | 2990 | „ |
| 3. | Kaufmann Löwenberg | 2895 | „ |
| 4. | Sanitätsrat Dr. Blumenthal | 2890 | „ |
| 5. | Geh. Sanitätsrat Dr. Kirstein | 2874 | „ |
| 6. | Geh. Mediz.-Rat Prof. Dr. Senator | 2741 | „ |
| 7. | Justizrat Heymann | 2697 | „ |
| 8. | Prof. Dr. Lewin | 2651 | „ |
| 9. | Louis Sieskind | 2636 | „ |
| 10. | Rentier Julius Oppenheim | 2601 | „ |

Diese Männer sämtlich sind Kandidaten des Zentralvereins gewesen.

Nach dem geltenden Wahlrecht sind diejenigen 15 Kandidaten, die nach den Genannten die meisten Stimmen erhalten haben, Repräsentanten-Stellvertreter, die berufen sind, der Reihe nach als Repräsentanten innerhalb der nächsten drei Jahre vorzutreten, sobald in dem Kollegium eine Lücke entsteht. Die 15 gewählten Stellvertreter sind:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Professor Baginsky | mit | 2561 | Stimmen |
| 2. | Rechtsanwalt Apolant I | „ | 2546 | „ |
| 3. | Direktor Isidor Sachs | „ | 2538 | „ |
| 4. | Kaufmann Moritz Neufeld | „ | 2525 | „ |
| 5. | Kaufmann A. Breslauer | „ | 2514 | „ |
| 6. | Kaufmann Is. Blumenthal | „ | 2500 | „ |
| 7. | Kaufmann Oskar Berlin | „ | 2478 | „ |
| 8. | Rechtsanwalt Holz | „ | 2419 | „ |
| 9. | Kaufmann Heilmann | „ | 2403 | „ |
| 10. | Kaufmann Max Weiß | „ | 2369 | „ |
| 11. | Justizrat Makower | „ | 2365 | „ |
| 12. | Dr. med. Jul. Stern | „ | 2354 | „ |
| 13. | Geh. Sanitätsrat Dr. Boas | „ | 2347 | „ |
| 14. | Fabrikant Isidor Löwe | „ | 2326 | „ |
| 15. | Rentier Is. Gutmann | „ | 2284 | „ |

Von diesen 15 Männern sind 11 der Candidatenliste des Centralvereins entnommen.

Nur der neunte, elfte, dreizehnte und vierzehnte Stellvertreter gehören dem sogenannten liberalen Verein an.

Das Ergebnis ist also eine vollständige Niederlage des sogenannten liberalen Vereins.

In dem Repräsentanten-Kollegium haben die Männer des Zentralvereins jetzt die absolute Majorität.

Für die Entwickelung der jüdischen Gemeinde Berlin ist der Wahlausfall von großer Bedeutung. Die Gemeinde hat kundgethan, daß sie die Verwaltung von Grund aus geändert wissen will.

Die nächste Wirkung wird sich schon bei der bevorstehenden Rabbinerwahl zeigen.

Wir würden glauben, dem Vorstande zu nahe zu treten, wenn wir daran zweifelten, daß er seine Entlassung nehmen wird, da er es wissen muß, daß er mit den Anschauungen der großen Mehrheit der Gemeinde und ihrer Vertretung nicht in Uebereinstimmung ist.

Das Wahlergebnis erfüllt uns mit aufrichtiger Befriedigung, nicht minder, daß wir beanspruchen dürfen, zu seiner Herbeiführung unser Teil beigetragen zu haben.

In einer Wählerversammlung gaben wir der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, am Stichtage werde das Verdikt der Gemeindemitglieder gegenüber dem Vorstande und dem sogenannten liberalen Verein lauten: „Gezählt, gezählt, gewogen und zu leicht befunden.“

Unsere Hoffnung hat nicht getrogen. Am ersten Abend des Chanukkah-Festes ist sie in Erfüllung gegangen.

Den Sieg haben wir errungen — jetzt hört der Kampf auf und die schaffende Arbeit muß beginnen.

M. A. K.

---

# Brief- und Fragekasten.

— Auf die Frage des Herrn L. in H. (Nr. 49 der Allg. Isr. W.) warum das Chanukkahfest nicht am Dienstag beginnen kann, beehre ich mich, folgende Antwort zu erteilen:

Das Fest fällt in einem überzähligen Jahre auf den 85. Tag nach Beginn des Rosch-Haschonoh — also genau auf denselben Wochentag —, in einem regelmäßigen oder mangelhaften jedoch auf den 84. Tag, d. h. auf den Wochentag vor denjenigen, an welchem das Neujahrsfest seinen Anfang genommen hat.

Da nun Rosch-Haschonoh niemals am Mittwoch beginnen kann, so ist der Anfang des Chanukkah am Dienstag in einem regelmäßigen und mangelhaften Jahr von vornherein ausgeschlossen. Dieser Fall könnte sich nur dann ereignen, wenn Rosch Hasch. am Dienstag beginnt — also dreimal in je 28 Jahren — und das Jahr ein überzähliges ist. Dies ist aber nicht möglich, weil jeder der Kalenderberechnung Kundiger weiß, daß wenn Rosch-Haschonoh am Dienstag beginnt, das Jahr ein regelmäßiges sein muß, Cheschwan also nur 29 Tage hat, und Chanukkah deshalb auf den 84. Tag nach Rosch-Haschonoh fällt, d. h. am Montag beginnen muß.

Dr. M.

— Antwort: Chanukkah kann deswegen nicht Dienstags beginnen, weil ר״ח כסליו nie auf Sonnabend fällt, und letzteres, weil לא אד״ו ראש״. Näheres siehe im לבוש הלכות ר״ח ס״ תכ״ח da eine ausführliche Erklärung die Spalten des Blattes zu sehr in Anspruch nehmen würde.

B. M. Auerbach, Rabbiner, Witkowo.

— Hrn. Dr. A., Straßburg. Ihre wissensch. Arbeit wird in unserer Beilage erscheinen. Ueber diese Beilage werden wir in nächster Nr. ausführliches mitteilen.

— Herren J. Sch., Landsbergerstr., M. L., Neue Friedrichstr. hier. Für Ihre fr. Bemühung im Interesse unseres Blattes herzl. Dank.

— Hrn. M. F., Zerbst. Wir werden Ihnen in nächster Zeit brieflich antworten.

— Hrn. S. P., Mühlhausen. Wir haben in der Exped. das Erforderliche veranlaßt. Wo bleibt Ihre Melodien-Sammlung?

| **Wochen-** | Nov. 1895. | Kislew. 5656. | **Kalender.** |
| --- | --- | --- | --- |
| **Freitag** . . . | 13 | 26 | |
| **Sonnabend** . . | 14 | 27 | מקץ Sabb.-Ausg. 4,38. [Neumondweihe Sabb. Chanukkah] |
| **Sonntag** . . . | 15 | 28 | |
| **Montag** . . . | 16 | 29 | |
| **Dienstag** . . . | 17 | 30 | R.-Ch. Tewes. |
| **Mittwoch** . . | 18 | 1 | Abends 8. Chanukkalicht. |
| **Donnerstag** . . | 19 | 2 | |
| **Freitag** . . . | 20 | 3 | |

# Jüdische Gemeinde.

**Gottesdienst.**

**Freitag, den 13. Dezember** in allen Synagogen Abends 4 Uhr.

**Sonnabend, den 14. Dezember** in der alten Synag. Morgens $8^1/_2$ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

**Predigten Vormitt.** 10 Uhr: Neue Synagog., Gastpredigt Hr. Rabb. Dr. Nippner aus Glogau, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabbiner Dr. Stier, Nm. $3^1/_2$ Uhr: Alte Synagoge, Hr. Kandidat Dr. Paul Rieger.

**Jugendgottesdienst: Nachm. $3^1/_2$ Uhr** Lindenstr.-Synagoge, Vortrag des Hrn. Rabb. Dr. Nippner aus Glogau.

**Abendgottesdienst** $4^1/_2$ Uhr.

**Gottesdienst an den Wochentagen:** Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synagoge Morg. $7^1/_2$ Uhr, Abends in allen Synag. 4 Uhr.

# Gemeinde B'ne Brith

**Synagoge Grüner Weg 19.**
Predigt
Herr Rabbiner **Dr. Baneth.**

# Erledigte Stelle.

In der hiesigen Kultusgemeinde ist die Stelle des **Schächters, Kultus- u. Begräbnisdieners,** sowie **Vorbeters** für die Wochentage in provisorischer Eigenschaft auf 3 Jahre bis zum 1. März 1896 zu besetzen. Das Einkommen besteht neben freier Wohnung in 400 Mk. fix und in 550—650 Mk. Gefällen aus den verschiedenen Diensten; für letztere wird jedoch keine Garantie geleistet.

Bewerber, die im Stande sind, eine Kaution von 200 Mk. zu leisten, haben ihre Gesuche mit einschlägigen Befähigungszeugnissen und mit Angabe ihres Heimatlandes, sowie ihrer bisherigen Verwendung innerhalb 4 Wochen bei dem Unterfertigten einzureichen. Unverheiratete Bewerber haben den Vorzug.

Reiseentschädigung wird nur dem Gewählten geleistet.

**Thalmässing** (Mittelfranken), 1. Dezember 1895.
Der Kultus-Vorstand.
**M. Haas.**



Infolge des Ablebens des Herrn Dr. Joël Müller ist an unserer Lehranstalt die Stelle eines

**Dozenten**
**der talmudischen Disziplinen**

baldigst wieder zu besetzen.

Akademisch gebildete Bewerber, welche gewillt sind (§ 14 d. Statuts) ihre Vorträge im reinen Interesse der Wissenschaft des Judentums, ihrer Erhaltung, Fortbildung und Verbreitung zu halten, wollen sich gefälligst schriftlich wenden an

**Das Kuratorium**
**der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums.**

Berlin SW., Lindenstr. 48/50, den 21. November 1895.

# Israelit. Mädchenheim

**Berlin, C., Gormannstr.** 3, Ecke Weinmeisterstr.
(Auch Auswärtige werden zugelassen.)
**Eröffnung 1. Januar 1896.**

**Pensionspreis monatlich 30 Mk.** und 2 Mk. für Benutzung allgemeiner Einrichtungen. Gesellschafts- u. Musikzimmer, Bibliothek. Vortragsabende, **Haushaltungsschule,** Benutzung der Badeeinrichtungen.

Gesuche um Prospekt sind zu richten an die Direktion des Israelitischen Heimathauses

**Hermann Abraham.**
Alte Jakobstr. 57/59.



# Humanitäts-Verein für Gewerbetreibende

(gegründet 1868).

Zur Feier des diesjährigen (28.) **Stiftungsfestes** unseres Vereins findet am

**26. Dezember a. c. Abends $7^1/_2$ Uhr**
(2. Weihnachtsfeiertag)
**in den Festsälen des „Hotel Imperial", Unter den Linden 44**
ein

**Tanz-Kränzchen**

statt, zu dem Freunde unseres Vereins hierdurch ergebenst eingeladen werden. Für gediegene Vortragskräfte sowie viele Ueberraschungen ist bestens gesorgt.

**Billets à 1 Mk.** sind bei folgenden Herren zu haben: **Alex Büchel,** Hackescher Markt 2. **Heinrich Loewy,** Dorotheenstr. 92. **Bernhard Königsberger,** Potsdamerstr. 13. **Adolph Stern,** Börsen-Café, Neue Friedrichstr. **Steinert,** Grenadierstr. 32. **Max Crohn,** Rosenthalerstr. 10.

Das Fest-Comité
J. A.: **Alex Büchel.**



Eine wirklich tüchtige
**jüdische Köchin**
mit Prima-Zeugnissen, die auch Hausarbeit mit übernimmt, wird zum 1. Januar 1896 bei zwei einzelnen Herren (Vater und Sohn) verlangt.

Sprechzeit täglich von 2—4 Uhr nachmittags.

**Jacob Ascher,**
Beethovenstr. 1.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21